

Ich bin nicht da!

Schon zum dritten Mal läutet es jetzt im gerade noch höflichen Abstand von einer halben Minute – was soll das, gibt es neuerdings Anwesenheitspflicht in den eigenen vier Wänden? Wenn es wenigstens eine richtige Klingel wäre, aber es schnarrt wie ein Rasierer aus einem billigen Plastikkasten neben der Eingangstür meiner neuen Wohnung. Die kahlen Wände sind unfreundlich zu mir, es ist fremd wie in einer Ausnüchterungszelle.

Da – schon wieder, ich kann die Klingel nicht ausstehen!

Am besten verhalte ich mich ganz still, womöglich steht dieser Laupner schon im Treppenhaus und drückt sein Ohr an die Tür. Wie kommt dieser Mensch dazu, mit einem solchen Nachdruck den gestern vereinbarten Termin einzufordern? Ich könnte doch zu irgendeinem Notfall gerufen worden sein oder mir beim Frühsport ein Bein gebrochen haben.

Mein Blick irrt an der Decke umher, die Maserung der Holzverkleidung schwimmt vor meinen Augen. Ich stelle auf einem der vielen Astlöcher scharf. Wie komme ich nur in diese verflixte Wohnung? Jetzt sind Fakten geschaffen, ich habe eine neue Adresse und ein neues Leben. Unmöglich – ich kann hier nicht wirklich anwesend sein! Aber der Geruch von Teppichreiniger und die eingerissenen Griffe der braunen Umzugskiste neben mir zerstören diesen Funken Hoffnung sofort wieder.

Es klingelt abermals.

Dieses Mal ist es das aufgesetzt besänftigende Dudeln meines neuen Telefons.

Tut mir leid, kann nicht abheben – ich bin doch nicht da!

Nach dem vierten Dudeln springt mein Anrufbeantworter an.

*Hier ist der Anschluss von Luc Weinbrand. Bitte sprechen Sie eine Nachricht auf Band oder probieren es später noch einmal, höre ich meine Stimme näseln.*

Ein besserer als dieser eher gediegene Text ist mir auf die Schnelle nicht eingefallen. Schnodderig durfte der Text nicht sein und für irgendeinen Schabernack fehlt mir zurzeit der Sinn und die Eingebung.

„Hallo Herr Weinbrand, hier ist Laupner. Wir hatten uns für heute für elf Uhr verabredet, aber Sie sind wohl nicht da. Wenn das Ihre Vorstellung von Pünktlichkeit ist, werden wir das Standesamt wohl eher zu Fuß als mit Ihrer Nobelkarosse erreichen. Ich werde in einer halben Stunde noch mal vorbeikommen und hoffe, Sie dann anzutreffen.“

Noch eine halbe Stunde Schonfrist.

Eigentlich bin ich froh über diese Aufstehhilfe, jetzt muss ich den Tag in Angriff nehmen. Ich ziehe mich mechanisch an, aber unsichtbare Gewichte drücken mich gleich wieder auf einen der Kartons, die überall im Wege stehen. Was soll ich hier? Die billigen Fußleisten aus braunem Kunststoff haben überall weiße Schatten von schlampig weggewischter Wandfarbe – wie konnte ich mein Schloss nur gegen eine solche Behausung tauschen?

Ehe ich wieder so richtig in die Grübelei gerate, schnarrt es schon wieder an der Tür. Ich schnappe diverse Schlüssel, spreche irgendwas in die Gegensprechanlage und laufe das Treppenhaus hinunter. Draußen vor der Tür wischt sich gerade ein Mann umständlich seine schwarzen Lackschuhe an den spärlichen Grasbüscheln des armseligen Vorgärtchens ab. Das wird er sein: Typ Versicherungsvertreter,

gut dreißig Jahre alt mit Markenklamotten und einem dunklen Oberlippenbart, dessen exakte Maße vermutlich irgendeiner DIN-Norm entsprechen. Unsere Augen treffen sich, eine Hand fährt mir entgegen und versucht meine mit männlichem Griff zu zerquetschen. Ich halte tapfer dagegen und entkomme dem Schraubstock ohne Blessuren. Nach den üblichen Begrüßungsformeln bringe ich noch schnell eine plausible Erklärung für meine Unpünktlichkeit an, dann kommen wir zur Sache.

„Wo haben Sie denn die Kiste?“, will er wissen.

Die Kiste? Ich hätte doch im Bett bleiben sollen.

„Kommen Sie bitte mit“, bedeute ich ihm, mir zu folgen, und bin schon auf dem Weg durch das Kellerlabyrinth.

Wir geistern durch spärlich beleuchtete Gänge, aus den Verschlängen riecht es muffig; zum Glück stoßen wir bald auf eine massive Metalltür, die ein guter Wegweiser zur Tiefgarage ist.

„Warten Sie hier einen Moment“, bitte ich ihn am Eingang.

„Wenn es nicht wieder eine halbe Stunde dauert!“

Ich gehe in meine Garagenbox, setze mich in mein Auto und starte. Der Sechszylindermotor blubbert sofort los. Ich fahre unter eine Leuchtröhre in der Mitte der Tiefgarage, stelle den Motor ab und steige mit geschäftigem Schwung aus.

„Tolle Kiste!“

Herr Laupner strahlt mich an.

„Ja“, sage ich nicht ohne Stolz, „das finde ich auch“.

Ich finde das wirklich. Einen solchen Wagen hatte ich immer gewollt. Ein schneeweißes Mercedes Cabriolet 280 SE, Baumuster 111, der Traum der sechziger Jahre. Der Nachbar meiner Eltern hatte sich schon damals einen solchen Wagen leisten können. Das war außerge-

wöhnlich, denn dieses große fünfsitzige Cabrio kostete zu der Zeit ähnlich viel wie ein Einfamilienhaus. Dieser Nachbar war Arzt und offenbar reich. Von meinem Kinderzimmerfenster konnte ich immer beobachten, wie der Wagen bei schönem Wetter in der Hofeinfahrt stand. Herr Dr. Stasing wusch sein Auto höchstpersönlich am Wochenende, seine Söhne durften höchstens einmal nachledern, wenn Herr Doktor es eilig hatte. Oftmals fuhr die ganze Familie dann aus, und ich beneidete die beiden Nachbarjungen um ihren luftigen Platz im Fond. Wie gerne wäre ich einmal mitgefahren! Manchmal kam es vor, dass der Doktor offenbar zu einem Notfall gerufen wurde. Dann schoss er aus der Hofeinfahrt hinaus, und ich staunte, wie stark dieser schwere Wagen auf der Straße beschleunigen konnte.

*Auto* soll auch eines meiner ersten Worte gewesen sein, und der Begriff machte sich an diesem weißen Mercedes fest. Irgendwann Ende der siebziger Jahre wurde der Wagen verkauft – wer etwas auf sich hielt, fuhr doch kein Auto, das älter als zehn Jahre war. Was danach kam, gefiel mir nicht, meine Vorstellungen von *Auto* waren bereits fest in die Synapsen geätzt worden. Ein richtiges Auto musste eine riesige Motorhaube und längliche, stehende Scheinwerfer haben, schmale rote Rücklichter und chromblitzende Stoßstangen. Natürlich blieb so ein Traum noch lange für mich unerreichbar. Ein Fahrzeug wie dieses entwickelt sich nahtlos zum Klassiker, gute Exemplare waren zu keiner Zeit günstig zu haben. Unerreichbar daher nicht nur als Student sondern auch in meiner ersten Anstellung als Ingenieur, aber der Wunsch war hartnäckig.

Vor einigen Jahren fügten sich dann einige finanzielle Dinge glücklich. Zusammen mit einem Sparguthaben, das meine Eltern für mich angelegt hatten und das für notwendige größere Anschaffungen ge-

dacht war, konnte ich das Projekt endlich ernsthaft in Angriff nehmen. Meine Eltern hatten dabei natürlich eher an Hausrat, eine Einbauküche oder eine Wohnzimmergarnitur gedacht. Ich fand, das war jetzt eine notwendige größere Anschaffung. Die Bedenken meiner Freundin Charlotte, so viel Geld in ein Auto zu stecken, wurden einfach ignoriert.

„Mehr als fahren kannst du doch auch nicht damit“, war ihr Standardargument.

Zuerst habe ich noch versucht, sie über ihren Sinn für Ästhetik zu erreichen, aber dieser Sinn war mehr auf Filmkunst und Malerei geichtet, nicht auf schöne Karosserien. Zu guter Letzt schob ich ihre Einwände beiseite – es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die Frauen eben nicht begreifen.

Nach einigem Suchen kam endlich der große Tag. Ich stand irgendwo im Schwäbischen vor einer Garage, der Verkäufer öffnete die beiden hölzernen Flügeltore, und da stand es, mein Auto: weiß mit blauen Ledersitzen und dunkelblauem Verdeck. Das dunkel gebeizte Nussbaumholz des Armaturenbretts glänzte edel, es gab keine Kratzer im Lack oder Ölflecke am Boden, die kleine viereckige Uhr zeigte auch nach vier Jahrzehnten noch die richtige Zeit an, und die fünfstellige Kilometeranzeige im runden Tacho war während des gesamten Autolebens niemals wieder über Null gelaufen. Innerlich habe ich mich gleich ergeben, und als der Verkäufer noch ein paar Mark für eine winzige Beule nachließ, war der Handel unterschriftsreif. Mit dem Kaufvertrag in der Tasche fuhr ich völlig euphorisch nach Hause und lag Charlotte tagelang mit Details über Ledersitze und Laufkultur in den Ohren, bis sie mir vorsichtig zu verstehen gab, dass es jetzt

trotz eines vitalen Grundinteresses an meinen Angelegenheiten genug sei.

Das nächste Wochenende war sonnig, was aber Anfang März im Hinblick auf die Temperatur nicht viel zu sagen hatte. Trotzdem musste als Erstes das Dach auf, als ich das Cabrio abholte. Die Heizung voll an und den Schal gut gewickelt, sehe ich mich noch über die Autobahn rauschen – für heute ein König.

Nach einigen zufälligen Aufträgen ist mir dann die Idee gekommen, den Engagements als Hochzeitschauffeur gezielt auf die Sprünge zu helfen und es damit meiner Edelkarosse zu ermöglichen, selbst etwas zu ihrem nicht gerade billigen Unterhalt beizutragen.

Laupners strahlendes Gesicht gibt erste Anhaltspunkte für den heutigen Geschäftsverlauf. Er geht ums Auto herum, nickt immer wieder anerkennend mit dem Kopf, setzt sich ans Steuer und stellt sich den Rückspiegel ein. Was will er da, er müsste doch hinten probesitzen. Aber richtige Männer gehören ja immer ans Steuer. Er zieht spielerisch an der Stockhandbremse, schaltet am Ganghebel und dreht ein wenig am Lenkrad, dann nickt er wieder und setzt eine gewichtige Miene auf.

„Toll“, höre ich ein weiteres Mal, auch wenn seine Begeisterung offenbar nicht nur der zeitlosen Eleganz gilt.

„Wissen Sie, meine zukünftige Frau wollte eigentlich gar kein Brautauto“, gibt er bekannt, „sie wollte mit dem Fahrrad oder der Straßenbahn zum Standesamt, aber das konnte ich mir nicht vorstellen. Wir haben uns dann auf einen Oldtimer einigen können. Passt doch wunderbar zu einer Hochzeit, und dieser hier wird ihr bestimmt gefallen.“

Ach, denke ich, ein Autofreak und eine Romantikerin, ob das wohl gut gehen kann. Und weil sie sich selbst nicht sicher sind, wollen sie gleich ein Symbol der Unvergänglichkeit an den Anfang ihrer Ehe setzen. Schaut her, wollen sie sagen, unsere Ehe hält mindestens so lange wie dieser Wagen. – Ha, die sollen erst mal knapp vierzig Jahre miteinander zurechtkommen.

Wir treffen die genauen Absprachen. Die Hochzeit soll in zwei Wochen sein, ich soll das Paar bei den Brauteltern abholen, dann zum Standesamt, anschließend zur Kirche und danach ins Restaurant – also wieder das Übliche. Er bedankt sich noch mal herzlich dafür, dass er seiner Braut eine solche Freude bereiten kann.

„Ich kann es kaum erwarten, meine zukünftige Frau in dieser Edelkutsche zu sehen, das wird hinreißend aussehen. Schade, dass sie heute nicht mitgekommen ist.“

Warum schade? Damit ich bestätigen könnte, dass sie als Frau genau so schön ist wie das Cabrio als Auto? Seine Verliebtheit geht mir auf die Nerven, ich kann so viel Glück jetzt nicht vertragen!

Bestimmt ist sie hässlich wie die Nacht, denke ich feindselig. Er macht noch ein paar Fotos, dann verabschiede ich mich, weise ihm den Weg durch das Garagentor und fahre das Auto wieder in seine Box.

Im Treppenhaus kommt mir kurz vor meiner Wohnungstür im obersten Stock eine alte Frau mit Strickmütze eilig entgegen. Sie trägt einen dunklen Faltenrock und eine verschlissene Einkaufstasche in der Hand. Die kleine silberne Hightech-Taschenlampe als Anhänger am abgelederten Schlüsseletui in der anderen Hand wirkt auf mich wie eine Scannerkasse im Krämerladen. Sie muss mir gegenüber wohnen,

denn hier oben gibt es nur zwei Türen. Ich grüße kurz und will an ihr vorbei.

„Sie sind bestimmt der neue Mieter?“, höre ich sie fragen.

„Ja“, nicke ich, „ich heiße Luc Weinbrand.“

„Mein Name ist Rose, aber das haben Sie vielleicht am Türschild schon gesehen.“

Sie lächelt mich an, ihre Zähne sind nicht mehr weiß, aber gerade und gleichmäßig.

„Dann werden wir uns wohl öfter begegnen. Herzlich willkommen.“

Ich bedanke mich, murmele was von guter Nachbarschaft und verschwinde hinter meiner Tür. Zum Kuckuck, warum kann nicht eine Frau in meinem Alter gegenüber wohnen, da wäre ich schnell ein guter Nachbar. Am liebsten wären mir jetzt Verhältnisse wie im Studentenwohnheim, eine lebendige Hausgemeinschaft mit offenen Türen und dampfenden Kaffeebechern – aber so?

Ich werfe mich auf mein Bett und starre wieder an die Holzdecke.

„Wach endlich auf – Lazarus!“

Die Wirklichkeit geht nicht in meinen Kopf hinein wie ein Postpaket nicht in den Briefschlitz – ich kann es einfach nicht fassen, dass Karo nicht mehr da ist.

Die Tage haben ihre Bedeutung verloren, Zeit setzt sich nur noch aus einzelnen Atemzügen zusammen. Um mich herum ist Einöde, in der ich ohnmächtig auf Rettung hoffe. Beim Blick in den inneren Spiegel erscheine ich beharrlich als Teil, komme mir vor wie ein einzelner Schuh, dessen Selbstbild immer nur das Paar ist; aber auf meinem Klingelschild steht nur noch ein Name. Es kann einfach nicht sein – *ich* kann das nicht sein! Es ist wie Taumeln, wie Abrutschen an einem steilen Hang an der Grenze zur Bewusstlosigkeit, ab und zu wird der Sturz abgebremst, es gelingt mir, mich für kurze Zeit irgendwo festzuklammern, aber dann bricht der Halt weg und ich rutsche tiefer und tiefer. Ich vermisse sie unbeschreiblich, ein Leben ohne Karo kommt in meiner Betriebsanleitung nicht vor.

Ist es doch *unser* Leben, ich muss sie doch erreichen können!

Ich schiele zum Telefon. Nur eine Nummer wählen, dann könnte ich ihre Stimme hören. Vielleicht wartet sie ja sogar darauf? Was könnte ich als Grund vorschieben, um sie anzurufen? Der Wunsch wird zum unwiderstehlichen Zwang. Warum nicht einfach anrufen, wie ich sie schon tausendmal angerufen habe? Die fremde Telefonnummer ist wie ein Verrat. Mir bricht der Schweiß aus, und das Blut pocht in meinem Ohr, als ich ihr Telefon läuten höre.

„Charlotte Herbst.“

Ich schlucke den Kloß in meinem Hals herunter und melde mich mit möglichst abgeklärter Stimme.

„Was is?“

Ihre Stimme klingt fremd und abweisend, eine Stimme, die so warm sein kann.

„Ich habe beim Auspacken zufällig deinen grünen Schal gefunden, und da wollte ich dich fragen, ob ...?“

„Ich hab jetzt keine Zeit“, unterbricht sie mich, „ich rufe dich nachher vielleicht zurück.“

Weg ist sie. Ich spüre, dass auch ihr Gefühl für mich weg ist, fühle das Vakuum, in dem sie mich zurückgelassen hat. Die Verzweiflung darüber ergreift von mir Besitz. Ich falle wieder auf meine Bettdecke und versuche, einen klaren Gedanken zu fassen. Es gelingt nicht.

Das Sonnenlicht am Fensterrahmen wird langsam gelber, Ende September wird es um sechs schon wieder kühl. Mein Blick streift zum hundertsten Mal durch das kleine Zimmer: weiße kahle Wände, ein nacktes Fenster, nur mein alter Holzschrank ist ein treuer Gefolgsmann und spendet mir durch seine Anwesenheit ein wenig Trost. In meinem bisherigen Leben hatte ich immer nur ein *mein Zimmer*, in den letzten Jahren dazu auch noch ein *dein Zimmer*, jetzt muss ich den zwei Zimmern meiner neuen Wohnung *einen* Namen geben. Dieses hier wird wohl *Schlafzimmer* heißen, obwohl ich noch nicht mal ein richtiges Bett habe, nur eine Matratze auf dem Boden. Ich habe den ganzen Nachmittag darauf gelegen und es nicht geschafft, von meinem Grübelkarussell abzuspringen. Immer wieder kreisen die Gedanken vom *Warum* über das *Das-kann-doch-nicht-Sein*, über das *Es-muss-noch-einen-Weg-Geben* zum *Verdammt-noch-Mal* um wieder bei dem *warum nur?* zu landen.

Warum muss mir das passieren? Mein Leben ist doch bisher immer so gelaufen, wie ich es wollte: Schule, Studium, Freundin, Job und dann heiraten. Warum ruft sie nicht an? Ich habe Angst vor ihrer gefühlskalten Stimme, trotzdem warte ich sehnsüchtig auf ihren Anruf.

Vielleicht ist das Telefon kaputt? Das Freizeichen meldet sich sofort in seiner stoischen Monotonie, als ich hoffnungsvoll in die Leitung horche.

Denkt sie vielleicht gerade an mich?

Ein bisschen Hunger hat sich breit gemacht. Ich gehe nach nebenan, um die altbackene braunbeige Einbauküche nach etwas Essbarem zu untersuchen. Die Kekse sind weg, im Kühlschrank gammelt noch eine reichlich braune Banane vor sich hin, auf die Schnelle finde ich nichts Besseres. Ich muss wohl noch einkaufen gehen.

Da fällt mir wieder ein, dass heute Samstag ist, Wochenende. Beklommenheit macht sich breit, Wochenenden sind mir ein Gräuel, seitdem ich weiß, wie einsam sie sein können. Überall sehe ich die Paare, wie sie zusammen durch die Stadt bummeln, im Wald spazieren gehen oder an der Kinokasse anstehen. Die haben es leicht, selbst wenn einer von beiden mal getrennt etwas vorhat, der andere bleibt gerne einmal für den Abend mit einer bärigen Gelassenheit zurück. Aber ich bin raus aus dieser Welt der Paare. Den Samstag schon wieder wie ein Aussätziger zu verbringen, macht mir Angst.

Ich muss eine Verabredung haben!

Ich schreite im Geiste die Galerie meiner Bekannten ab, von den Arbeitskollegen über die Leute im Tennisverein zu denjenigen, die ich sonst noch so kenne. Wen könnte ich anrufen? Es ist nicht leicht, ich möchte keinen Korb riskieren, und schon gar nicht mag ich durchblicken lassen, wie wichtig mir ein Treffen ist.

Die Entscheidung fällt auf einen Kollegen aus dem Büro, von dem ich weiß, dass er allein lebt. Seine Telefonnummer muss ich nachschlagen, aber das Telefonbuch ist mir kein guter Ratgeber, denn der Name kommt mehrfach vor. So muss ich anhand von Straßennamen

und marginaler Information über seine Wohnung eine Wahrscheinlichkeitsberechnung vornehmen. Ich entscheide mich für eine Nummer und wähle.

„Ja bitte?“

So was liebe ich! War er das jetzt?

„Hier ist Luc Weinbrand, mit wem spreche ich?“

Der Anfang war schon mal unglücklich.

„Ah, hallo Luc – das ist ja eine Überraschung“, höre ich zu meiner Erleichterung, „was gibt’s?“

Ich falle mit der Tür ins Haus und biete mit betont gelassener Stimme Kino oder Essengehen an.

„Sonst gerne, aber ich habe mich schon mit ein paar Kumpels zum Doppelkopf verabredet. Du kannst natürlich gerne mitkommen, vielleicht können wir mal durchwechseln.“

Ich bin auf eine Rolle als Kropf beim Doppelkopf mit drei unbekanntem Männern nicht besonders scharf, möchte mir aber die Option offen halten und verabschiede mich unverbindlich.

Was tun? Ich suche müde in dem Durcheinander nach meinem Rucksack und gehe einkaufen. Obwohl es Läden in der Nähe gibt, radele ich den weiten Weg zu unserem alten Supermarkt. Eine Verkäuferin schaut mich an, als ich durchs Drehkreuz komme, und ich sehe, dass sie mich erkennt. Sie kennt nicht meinen Namen, aber sie weiß, dass ich hier immer einkaufe, mal alleine, mal mit Karo. Sie weiß nicht, was passiert ist – woher auch? Ich genieße das, hier im Supermarkt ist die Zeit ein wenig stehen geblieben. Ich schiebe mit dem Wagen an den Regalen entlang und arbeite den imaginären Einkaufszettel von Karo ab: Margarine in der runden Dose, Oliven in der eckigen, Milch in der braunen Flasche, Bergkäse, kleine Tomaten,

Baguette für zwei Schlemmer und eine Steinofenpizza. Der Kassiererin kommt mein Einkauf sicher auch wie immer vor. Auch sie kennt mein Gesicht, der Herr mit dem rotblauen Rucksack ist offenbar wieder von seiner hübschen Frau zum Einholen geschickt worden.

„Wenn deine Haare und deine Rasur etwas glatter wären, dann würdest du ein bisschen wie Hugh Grant aussehen“, hat Karo einmal gesagt. Wie schön, dann stehen ja die Frauen bei mir Schlange und Karo könnte doch, bitte sehr, froh sein, dass sie unangefochten die Pole-Position hat. Aber ich bin kein Hugh Grant, ich habe keinen treuen Hundeblick, bin weder schüchtern noch verträumt, habe nachts um halb drei kein grenzenloses Verständnis für jedes irrationale Problem und rede eher zu viel als zu wenig.

Als ich wieder in meine Wohnung komme, bemerke ich sofort den blinkenden Anrufbeantworter. Karo! Mein Finger saust auf den Abhörknopf.

„Hier ist Harald, wie geht's dir, mein Alter? Leider bist du nicht da. Ich versuch's gegen zehn noch mal – knacks.“

Verdammt, ich war mir so sicher, hatte ihr *Hallo, Luc!* schon im Ohr!

Aber schade ist es auch, dass ich meinen Bruder verpasst habe. Noch über zwei Stunden, bis er wieder anruft. Ich heize schon mal den Backofen vor und mache ein Bier auf. Zehn Minuten Vorheizen, zwanzig Minuten backen, zehn Minuten Pizzaessen, dann ist es erst ungefähr halb neun, dann muss ich noch anderthalb Stunden warten, bis er wieder anruft. Mein Bruder weiß, wie es mir geht. Bei ihm muss ich nicht Haltung bewahren.

Das Licht der kahlen Glühbirne malt unförmige Leuchtstreifen auf den Hals der Flasche und einen grünlichen Schatten auf den Tisch. Es

ist ein großer Tisch, notfalls könnten vier Leute daran essen, für zwei wäre er ideal, aber die letzten Krümel der Pizza verteilen sich nur auf einen kleinen Teil der Fläche.

Abends hat Karo manchmal noch spontan etwas Leckereres zubereitet, ein Pastagericht oder einen Toast. Kurz bevor sie fertig war, hat sie mir meist eine Flasche in die Hand gedrückt. „Mach schon mal auf“, hat sie gesagt, und ich habe dann geschäftig mit dem Korkenzieher hantiert. Danach haben wir zusammen am Tisch gegessen, haben genüsslich gegessen und dabei den vergangenen Tag vorbeistreichen lassen. Zum Schluss habe ich schon fast darauf gewartet, dass sie ihren Teller mit einem Stück Brot auswischt, einen Schluck Wein nimmt und sich in ihrem Stuhl entspannt zurücklehnt; immer mit der gleichen vertrauten Bewegung, deren Beobachtung mir wie mein persönliches Eigentum vorkommt. Meist hatte sie anschließend keine Lust mehr, mit mir die Spätnachrichten anzuschauen, hat noch schnell die Teller gespült, etwas aufgeräumt und lag schon im Bett, als ich später in ihr Zimmer kam. An ihrer Lesehaltung konnte ich immer gleich erkennen, wenn sie nicht gestört werden wollte. Dann lag sie aufgestützt mit dem Rücken zu mir und schmökerte konzentriert Seite um Seite. In der ersten Zeit unseres Zusammenlebens am Kopernikusplatz ließ sie sich noch gerne stören, später drehte sie mir immer öfter den Rücken zu, und ich fragte mich dann, ob diese Haltung etwa Körpersprache sei und was ich falsch gemacht haben könnte.

Wie oft waren ihre wuscheligen braunen Locken mein erstes Bild, wenn ich morgens die Augen aufschlug. Manchmal aber war sie am Wochenende schon vor mir wach, hatte Brötchen aufgebacken und stand unerwartet im dämmrigen Licht der Vorhänge mit dem Frühstückstablett vor mir. Wie im Werbefernsehen, habe ich dann gedacht.

Mein Blick verschwimmt auf der hellen Tischplatte, sie ist zur Leinwand für Kurzfilme aus unserer Zeit geworden: Karo mit Zeitungshut und löchrigem T-Shirt voller Farbspritzer auf der Trittleiter; Karos nackter Rücken vor mir und meine Hände, die Creme verteilen und einreiben; Karo am Spülbecken, und ich mit der riesigen Salatschüssel daneben, die mit dem nassen Geschirrtuch kaum noch trocken zu reiben ist; Karo mit einem Schuh am Fuß auf der Suche nach dem andern ...

Das Telefon dudelt mitten in eine Szene hinein – Filmriss. Das Licht in meinem Kopf geht an, und mir wird wieder klar, dass alle anderen Sitze im Kino hochgeklappt waren.

Harald ist dran, ich freue mich, seine vertraute Stimme zu hören. Nach ein paar Auftaktinformationen zu meinem neuen Zuhause kommen wir zum Kern.

„Und sonst, wie kommst du klar?“

Ich ergreife dieses Angebot zuzuhören wie ein Vorverurteilter, der die letzte Chance auf ein Plädoyer in eigener Sache erhält. Ja, es geht mir ziemlich mies, ich esse unregelmäßig und schlafe schlecht. Ich kann mich nicht konzentrieren, ich begreife einfach nicht, warum Karo sich in diesen Typen verliebt und alles in den Wind geschlagen hat, was wir hatten. Alles schien doch so klar zu sein, es gab große Pläne: weite Reisen, Eigentum, sogar Familie. Wie kann sich eine dreißigjährige Frau da an einen Bücherwurm mit einer windigen Geschäftsidee hängen?

„Vielleicht hat ihr bei dir etwas für sie Wichtiges gefehlt?“

Was kann das sein? Mein Bruder ist vier Jahre älter, ich schätze seine Meinung, aber ob er sich auch gut genug bei Ehekrisen aus-

kennt? Ich beschließe, dass das in meinem Fall nicht zutrifft, er ist einfach zu weit weg.

Neu ist auch, dass Karo jetzt eine eigene Wohnung hat.

„Es gab noch nicht einmal Streit bei der Haushaltsauflösung! Sie war sogar ganz lieb zu mir und hat mir unsere tolle Bauhaus-Liege überlassen.“

„Meinst du nicht, dass sie nur ein schlechtes Gewissen hatte?“

Nein, ich will das nicht meinen, meine Strohhalme sind mir zurzeit heilig. Viel wichtiger ist es mir, Harald davon zu überzeugen, dass es mit dem anderen eigentlich gar nicht klappen kann, es gibt so viele Anzeichen dafür.

„Weißt du, sie ruft überhaupt nicht mehr an. Wenn ich ihr gleichgültig wäre, würde sie es doch alleine aus Höflichkeit tun.“

„Welchen Schluss würdest du denn daraus ziehen, wenn sie tatsächlich öfter anrufen würde?“

Das nervt, ich will darüber nicht nachdenken und auch Harald lenkt ein. Er berichtet von Fällen, in denen frisch Verliebte nach zwei bis drei Monaten den Irrtum bemerken und sich wieder trennen, dass es auch genug Beispiele von Paaren gibt, die sich nach einiger Zeit wieder finden. Das läuft gut runter. So könnte es auch bei uns sein, Karo und ich passen doch so einmalig gut zusammen.

Nach einer guten Stunde lege ich auf. Mir geht es besser. Ich muss jetzt noch vor die Tür und mich bewegen, muss alle Gedanken einsortieren. Draußen wartet ein lauer Spätsommerabend auf mich. Ich steige auf mein Rad und fahre los. Ein unsichtbarer Magnet zieht mich in Richtung Oststadt. Ich fahre durch die beleuchteten Straßen. Unmengen von kleinen Insekten summen um die Straßenlaternen herum, die voll von den Spinnweben des vergangenen Sommers sind. Die Blätter

der Bäume haben schon braune Ränder. Ich fahre und fahre und plötzlich bin ich in der Goethestraße. Vor einem Haus aus den sechziger Jahren bleibe ich stehen und schaue hoch. Alle Fenster im dritten Stock sind dunkel, kein Licht brennt, schon gar kein gedämpftes.

Wir haben noch eine Chance, Karo und ich. Ich muss nur warten!

Im Rinnstein liegen die ersten Blätter, an manchen Stellen sind sogar schon kleine Haufen zusammengeweht. Ich nehme sie mit dem Vorderrad aufs Korn, presche mitten hindurch und stieße sie mit dem rechten Fuß auseinander, sodass sie in Wolken auseinander rascheln.

Plötzlich sehe ich den Igel, wie er sich mitten auf der Straße klein macht, wahrscheinlich hat ihn mein Radau erschreckt. Ich halte an, überlege, wie ich ihn ohne Handschuhe von der Fahrbahn kriege, denn er hält mir störrisch seinen Stachelpelz entgegen. Ein Altpapiercontainer kommt mir gerade recht. Ich stelle das Rad quer zur Fahrtrichtung über ihn, besorge mir ein Stückchen Karton und versuche, ihn vorsichtig bis zu der Kochmütze zu stupsen, die als Logo mitten auf dem Deckel der klebrigen Pizzaschachtel prangt. Er will nicht, seine Füßchen versuchen, sich im Asphalt festzukrallen, aber er muss.

Als ich ihn unter einem Busch am Straßenrand von der Pappe rutschen lasse, bremst ein dunkler Sportwagen scharf vor meinem Fahrrad, und die Scheibe surrt herunter.

„Mann, du hast sie wohl nicht alle!“, raunzt mich ein pomadiger Typ mit Sonnenbrille auf dem Kopf an.

„Entschuldigen Sie, ich habe nur einen Igel vor Ihren Breitreifen gerettet“, sage ich und schiebe das Rad zur Seite.

Er schüttelt nur den Kopf, lässt die Scheibe wieder hochsurren und quietscht davon. Ich schaue wieder zum Busch hin, mein stacheliger

Freund ist verschwunden. Ich mag ihn, wir haben etwas gemeinsam:  
wir müssen jetzt beide überwintern.

Der Wecker klingelt pflichtbewusst. Das ist gut gemeint, aber ich bin schon längst wach. Mein Wecker hat momentan eine andere Bestimmung, er ist zum Erinnerer geworden, zu einer Autorität, die mich morgens dazu bringen muss, das Dösen und Denken abubrechen und aufzustehen.

Normalerweise hat mein Wecker am Wochenende frei. Heute trifft das nicht zu. Heute hat Herr Laupner seinen großen Tag, und ich muss meinen weißen Straßenkreuzer auftakeln, um ihn mit seiner Freundin in den Hafen der Ehe zu lotsen.

Ich suche eine gute Jeans und ein dunkles Hemd aus dem Schrank. Das Hemd sieht etwas verknüllt aus – sorry, Herr Laupner, das Bügel-eisen hat leider Karo behalten, aber für solche Verhältnisse hätte er heute vermutlich keinen Sinn. Am eigenen Hochzeitstag ist man sich ganz sicher, dass es immer die anderen sind, deren Ehe scheitert. Es muss also auch mit verknittertem Chauffeur gehen.

Früher habe ich mir Gedanken gemacht, ob ich als Hochzeitsfahrer auch im gediegenen Zwirn wie die übrigen Teilnehmer erscheinen müsste, aber die Leute wollen ja mein Auto, ich selbst bin nur notwendiges Übel, Zuschauer beim schönsten Tag im Leben fremder Leute. Warum also so tun, als ob man dazugehörte? Manchmal werde ich beim ersten Telefonat gefragt, ob ich als Chauffeur denn auch in Uniform käme. Da hüstele ich innerlich und mitunter auch hörbar – nein, in Uniform komme ich nicht. Uniformen passen doch gar nicht zu einem Auto, das jetzt gewünscht wird, weil es gerade nicht mehr in die Zeit passt und daher auch nichts mehr mit Status, mit Dünkel und Dienstfertigkeit zu tun hat. Aber diese Gedanken eignen sich nicht für

den Beginn einer Geschäftsbeziehung, daher bleibt es bei einer höflichen Absage an Livree und Zylinder.

Bevor es losgeht, putze ich schnell noch die Autoscheiben vor dem Haus.

„Guten Morgen, Herr Weinbrand, sind das Ihre Schlüssel?“

Hinter mir steht meine Nachbarin und hält mir meinen Hausschlüsselbund entgegen.

„Guten Morgen, Frau Rose. Ja, das sind meine, wo haben Sie die denn gefunden?“

„Sie steckten von außen in der Kellertür.“

Oh Schreck – ich wäre losgefahren und hätte irgendwann unterwegs meinen Wohnungsschlüssel vermisst. Vorhin war ich völlig in Gedanken gewesen, hatte über den Titel der Musik gegrübelt, die aus ihrer Wohnung ins Treppenhaus drang; es wollte mir einfach nicht einfallen, obwohl das Stück bekannt ist.

„Vielen Dank, das hat mir sicher eine Menge Ärger erspart!“

Wenn ich daran denke, was alles hätte passieren können!

Sie gibt die Schlüssel zurück und lächelt mir freundlich zu.

„Ihnen noch einen schönen Tag“, sagt sie und macht sich auf den Weg.

Heute sieht sie in ihrem leichten Sommermantel viel eleganter aus, und ich meine, dass ihre Lippen etwas Farbe hätten.

„Kann ich Sie vielleicht ein Stück mitnehmen?“, rufe ich ihr hinterher. „Ich fahre in Richtung Stadt.“

Sie dreht sich um.

„Ja gern“, sagt sie und kommt wieder auf mich zu.

Das erste Mal fällt mir ihr offenes Gesicht auf, ihre wachen Augen hinter der Goldrandbrille. Sie ist sicher älter als siebzig, aber das be-

merkt man nur beim genauen Hinsehen. Ihre Haare sind grau, aber ihre Frisur würde auch zu den blonden oder dunklen Haaren einer jüngeren Frau passen. Sie sind schulterlang, etwas gewellt und werden mit ein paar Spangen nach hinten gehalten, sodass der Blick auf zwei kleine goldfarbene Ohrringe frei wird.

Ich halte ihr die Tür auf und steige dann auf meiner Seite ein.

„Hat Ihr Auto keine Sicherheitsgurte?“

„Nein, sehr alte Autos brauchen keine Gurte zu haben“, erkläre ich und brause los, sodass Frau Roses Hand den Haltegriff in der Beifahrertür sucht.

Am Ringfinger sehe ich matt einen schlichten goldenen Ring glänzen.

„Soll ich das Dach zumachen?“, frage ich sie, als mir die Empfindlichkeit meiner Großmutter gegen Zugluft in den Sinn kommt.

„Nein, lassen Sie nur auf, ich mag ein wenig frischen Wind um die Nase.“

*Air* – jetzt weiß ich es wieder, *Air* hieß das Stück von Bach, das sie vorhin gehört hat.

„Haben Sie sich in Ihrer neuen Umgebung denn schon ein bisschen einleben können?“

Was soll ich darauf sagen? Was würde ein Jugendlicher auf die Frage antworten, nachdem er vor ein paar Tagen in die Erziehungsanstalt eingeliefert worden ist?

„Es ist schon alles sehr neu.“

Ein Lastwagen bläst eine stinkende Abgaswolke zu uns hinein, als die Ampel auf *Grün* schaltet.

„Wie lange wohnen Sie denn schon in diesem Haus?“

Sie überlegt einen Moment.

„Es sind tatsächlich schon über sechs Jahre“, sagt sie.

„Und was für Leute wohnen sonst noch dort?“

„Was wollen Sie genau wissen?“, fragt sie zurück.

„Jüngere oder mehr ältere zum Beispiel, nette Leute oder Querulanten.“

Sie muss wieder kurz überlegen.

„Ich kenne die übrigen Hausbewohner nur von einigen Gesprächen im Treppenhaus“, sagt sie dann, „ich kann nichts Schlechtes sagen.“

In der Nähe des Museums lasse ich sie aussteigen. Beim Losfahren sehe ich gerade noch, wie sie ihre Frisur in der Glasscheibe einer Bushaltestelle in Ordnung bringt.

Nun muss ich mich sputen, um rechtzeitig bei der Hochzeit zu sein, mit der ich nichts zu tun habe, die mir aber trotzdem den Tag verderben wird, denn die geballte Glückseligkeit dort trifft mich in meiner momentanen Gefühlslage wie eine Abrissbirne.

Meine erste Station ist ein Blumenladen. Hier bekommt die Motorhaube das bestellte Gesteck aus roten Rosen, und die Antenne ein weißes Schleifchen. Dann geht es weiter zu den Brauteltern.

Die angegebene Adresse liegt in einer Vorstadtgegend mit freistehenden Häusern. Die schmalen Straßen sind verkehrsberuhigt, und ich muss Schlangenlinien zwischen parkenden Autos und Blumenkübeln aus Beton fahren. Irgendwann nimmt die Dichte von Autos mit auswärtigen Kennzeichen und einer Unzahl von zerplatzten Insekten an der Frontpartie zu, ein untrügliches Zeichen, dass ich richtig bin. Das Haus der Brauteltern erkenne ich schon von Weitem. Um die Eingangstür herum ist eine grüne Girlande gewunden, darüber prangt ein weißes Herz mit rotem Rand. *Laura + Klaus* lese ich. Wie originell!

Ich fahre rückwärts in die Einfahrt hinein und bleibe mitten im Hof stehen. Brautautos dürfen frech sein und alle anderen zuparken. Die Haustür steht offen, von drinnen dringt mit kurzen Lachsalven durchsetztes Geplapper. Die Gesellschaft hat offenbar jemanden vom Typ Alleinunterhalter in ihren Reihen. Das ist für einen bunten Haufen zukünftiger Bekannter und Verwandter äußerst hilfreich, da man extra einen bestellen müsste, wenn das Umfeld nur aus maulfaulen Leisetretern bestünde und trotzdem kein betretenes Schweigen aufkommen soll.

Ich drücke auf die Türklingel. Das Geplapper reißt kurz ab, und wenig später erscheint die Braut höchstpersönlich im Flur. Sie ist mindestens einsfünfundsiebzig groß und gefällt mir sofort. Die klaren Züge ihres Gesichts haben fast etwas Hochmütiges, ihre dunkelbraunen Augen mustern mich kurz, dann lächelt sie mich an.

„Sie sind der Mann mit dem Hochzeitsauto, stimmt’s?“

Ich starre etwas verdattert auf ihre makellosen Zähne und nicke.

„Kommen Sie doch noch einen Moment rein, bis es losgeht. Schön, dass Sie uns fahren wollen. Ich heiße Laura Sandstein.“

Sie streckt mir ihre Hand entgegen.

„Luc Weinbrand. Ich freue mich auch!“

Ihre Hand ist fest und warm. Bevor mir noch weitere Beteuerungen einfallen, ist sie schon wieder auf dem Weg zurück. Ich folge ihr. Ihre dichten rotbraunen Haare sind hochgesteckt, aber einige widerspenstige Locken haben sich schon aus dem Korsett befreit und wippen im Takt der Schritte, die schnell aber nicht hastig sind. Vielleicht ist es dieser Gang oder die widerborstige Frisur, die mich plötzlich an Ronja, die Räubertochter von Astrid Lindgren, denken lässt.

Das Wohnzimmer der Eltern ist ein helles Zimmer mit zeitgemäßem Mobiliar, nicht wie so oft mit schweren Sesseln und altdeutscher Schrankwand. Auf dem Tisch stehen Sektflaschen, verschiedene Säfte, Gläser und Tablett mit Weintraube–Käse–Keks–Pikser. Eine Menge Leute um die dreißig stehen mit einem Glas in der Hand herum, machen einander Komplimente oder lachen über gemeinsame Erlebnisse von früher, während sie andauernd auf ihre Uhren schielen.

Da entdeckt mich der Bräutigam. Frisur und Schnauzbar sind heute noch akkurater als bei unserer ersten Begegnung. Er steckt in einem dunklen Anzug, vor seiner Brust glänzt eine Krawattennadel neben einer weißen Blume im Knopfloch. Während er mich begrüßt, fordert seine Hand meine gleich erneut zu einem Quetschduell heraus. Ja, das wäre ein Cabriowetter heute und ob ich ein Glas Sekt wolle. Ach nein, Fahrer dürften ja nichts trinken. Er lacht aufgesetzt. Ich könne ja einen Saft trinken, zu essen gebe es natürlich auch genug.

„Fühlen Sie sich ganz wie zu Hause!“

Es geht nicht, diese überbordende Aufgeregtheit auf Hochzeiten macht mich verrückt.

„Danke, ich warte draußen“, sage ich fast schon unhöflich und fliehe in den Hof, um mich in mein Schneckenhaus zu verkriechen.

Irgendwas stimmt nicht. Ich habe mir die künftige Gattin des Herrn Laupner ganz anders vorgestellt: zickig, studiogebräunt und gewöhnlich. Das ist sie aber nicht, sie ist interessant!

Es dauert nicht lange, bis die ganze Gesellschaft zur Haustüre herausquillt. Die Brauteltern sind jetzt auch dabei, freundliche Leute um die sechzig, die mich kurz begrüßen und dann aufgeregt in ihren Opel steigen. Laura Sandstein und Klaus Laupner klettern Händchen haltend auf die hinteren Sitze und machen es sich bequem. Ich bin der

Braut wohl gesinnt und frage sie vor der Abfahrt, ob sie ihre aufwendige Frisur wirklich dem Fahrtwind aussetzen wolle. Die beiden sehen sich verdutzt an. Herr Laupner möchte es trotzdem riskieren, seine Braut ist aber kompromisslos, das Dach muss zu – wusste ich es doch.

Die Fahrt geht los, den Weg zum Standesamt kenne ich gut. Jetzt fahren alle noch ungeordnet, später werden wir die Kolonne anführen. Die beiden im Fond beglückwünschen sich gegenseitig zu ihrem Hochzeitfährt, wobei er es sich nicht verkneifen kann, daran zu erinnern, dass sie ja eigentlich lieber mit dem Fahrrad gefahren wäre.

„Wie lange haben Sie den Mercedes denn schon?“, will sie wissen.

Ich rechne nach.

„Bald sieben Jahre, und ohne Not werde ich ihn sicher auch nicht verkaufen.“

„Das verstehe ich“, sagt sie, „den würde ich auch behalten.“

„Behalten Sie eigentlich auch Ihren Namen?“, platze ich heraus, denn im Kopf hatte ich schon phonetische Experimente gemacht.

„Nein“, sagt sie nach kurzem Zögern, „wir wollten einen gemeinsamen Namen, und mein zukünftiger Mann wollte seinen gerne behalten.“

„Schade um den schönen Namen“, höre ich mich sagen.

Das war spontan, aber ungehörig. Ich entschuldige mich und erkläre, dass mich das natürlich gar nichts angeht. Herr Laupners Miene lässt Gnade vor Recht ergehen, Laura Sandstein guckt auf ihre Fingernägel.

Plötzlich überholt eine dunkle Limousine und setzt sich direkt vor uns. Links von mir prescht ein Polizeimotorrad heran, und im Rückspiegel taucht noch eins auf. Im Rückfenster des Wagens vor mir erscheint die rote Schrift *Bitte folgen*. Was ist jetzt los? Mir wird es

mulmig. Ist der TÜV abgelaufen oder sehe ich einem Bankräuber ähnlich?

„Ah – da sind ja die Kollegen“, höre ich Laupner hinten sagen.

Dann beugt er sich ein wenig zu mir nach vorne.

„Geleitschutz zum Standesamt ist bei uns üblich.“

Ich atme durch. Sofort sitzt mir aber ein kleiner Mann im Ohr, der mir einflüstert, in dieser Formation einmal zu versuchen, den Radarblitz hinter der übernächsten Kreuzung auszulösen.

Wir rauschen wie die Diplomaten beim Standesamt vor. Ein Haufen Gratulanten schwirrt umher, und es ist für Außenstehende nicht zu erkennen, wer zu welcher der aufeinander folgenden Hochzeiten gehört. Die beiden winken und steigen aus. Ich verspreche, artig zu warten, und nicke der Braut noch einmal ermutigend zu, bevor sie von der Menge aufgesogen wird.

Ade, Laura Sandstein. Gleich wird sie ihren schönen Namen losgeworden sein und einen wichtigen Teil ihrer Identität gegen die große Illusion ewiger Verbundenheit und Treue eingetauscht haben. Vielleicht wäre Heiraten ein Auslaufmodell, wenn es keinerlei finanzielle oder rechtliche Vorteile mehr gäbe. Aber spätestens die Schmachtfetzen und Liebesschnulzen werden dafür sorgen, dass der Traum von der großen einzigartigen Liebe weiterlebt, die von alleine funktioniert und zu der man nur noch die passende Person finden muss.

Mit der Häme eines Gehörnten und im Bewusstsein einer krisensicheren Einnahmequelle begeben sich auf einen etwas abseits gelegenen Beobachtungsposten, von dem ich mein Auto noch gut sehen kann, aber nicht zu viel von dem Hochzeitstrubel mitbekomme. Natürlich habe ich immer irgendeine Lektüre dabei, um die Zeit zu überbrücken, aber die Buchstaben verschwimmen und die Gedanken schwei-

fen ab, sobald ich mich hier am Standesamt meiner Stadt aufhalte. So lange ist es noch gar nicht her, als der große Menschauflauf uns galt. Die Ankunft zehn Minuten vor der Zeit, verbunden mit dem Eindruck, trotzdem viel zu spät zu sein für diesen Anlass, das nervöse Warten vor dem Trauzimmer, das Platznehmen vor dem Standesbeamten, das Gefühl, niemals so im Mittelpunkt der Ereignisse gestanden zu haben wie jetzt. Ich hatte die Frau geheiratet, die ich wollte, die intelligent, selbstsicher und zudem schön war und die mich völlig davon befreit hatte, abschätzend anderen Frauen nachzusehen. In ihrem cremefarbenen Kleid war sie für mich die wundervollste Braut, die ich mir vorstellen konnte. In diesem Moment hatte ich das Gefühl, angekommen zu sein.

Wusste sie das eigentlich, hatte ich ihr all das überhaupt gesagt?

„Warum?“, hatte sie gefragt, als ich ihr damals den Vorschlag gemacht hatte zu heiraten.

Weil ich Dich liebe, hätte ich einfach sagen sollen, und heute bin ich sicher, dass es das war, was sie hören wollte. Stattdessen habe ich umständlich Gründe angeführt, habe über ein Zeichen der Zusammengehörigkeit und über Sicherheit im Alter referiert. Wir hatten das Wochenende bei ihren Eltern im Weserbergland verbracht und waren auf dem Rückweg. Ich fuhr durch die Nacht und dachte nach, während Karo sich auf dem Beifahrersitz in ihre Jacke gekuschelt und die Augen zugemacht hatte. Ich mochte ihre Eltern, herzliche Menschen, die es sich gut miteinander eingerichtet hatten. Sie unternahmen noch viel zusammen, machten Radtouren, fuhren Kanu und gingen oft ins Theater; ein gutes Vorbild. Derzeit waren Karo und ich bereits über dreißig und schon lange zusammen, Heiraten erschien mir jetzt als die nächste Etappe, der nächste Meilenstein auf unserem Weg.

An diesem Abend sind wir nicht mehr zu einem Entschluss gekommen, aber das Thema war geboren. Irgendwann war es eine Tatsache. Es gab einen Termin beim Standesamt, ein Hochzeitsdatum und Verabredungen beim Juwelier und in der Herrenkonfektion. Für unsere Feier hatten wir einen alten Gewölbekeller gemietet, ein Cateringservice brachte mexikanisches Essen, und die Musik kam von der Konserve; es sollte unkonventionell und etwas Besonderes sein, so wie wir uns selbst vorkamen. Karo steckte zu der Zeit gerade in einem wichtigen Bauprojekt, am Montag darauf musste sie gleich früh wieder im Büro sein. So wurde der nächste Urlaub Monate später einfach als Hochzeitsreise ausgegeben. Schöne Flitterwochen wünschte mir meine Mutter am Telefon kurz vor dem Abflug nach Kuba, aber da hatte der Alltag längst die letzten Reste der bemühten Aufbruchstimmung in ein neues Leben zermahlen.

Nach einer knappen Stunde ist die Zeremonie beendet, und die Laupners erscheinen wieder mit ihrem Gefolge. Ich eile, denn ein ungeschriebenes Chauffeursgesetz gebietet es mir, die Türen für das frisch vermählte Paar aufzureißen. Ich finde gerade noch Zeit für Glückwünsche, bevor die Laupners nach hinten geturnt sind und sich in die blauen Ledersitze fallen lassen.

„Na, wie fühlt man sich denn so als Frau Laupner?“, höre ich den Bräutigam fragen, nachdem die Türen gerade zu sind.

Meine Augen verdrehen sich reflexartig noch oben, immer dasselbe! Wie fühlt man sich denn so als Frau Müller? Wie fühlt man sich denn so als Frau Meier? Als ob es irgendwo ein Handbuch für den angehenden Bräutigam gäbe, in dem man alle gängigen Sprüche für den Hochzeitstag nachlesen und auswendig lernen kann.

Wir rollen langsam an, denn hinter uns soll sich der Autokorso zur Kirche formieren können. Als alle beisammen sind und der Konvoi sich durch die Straßen schlängelt, beginnt hinter mir ein infernalisches Gehepe, und ich verkneife mir die Bemerkung, dass dies ja wohl lauter sei als die Polizei erlaubt. Aber die Polizei ist offenbar gar nicht mehr da, und wenn, dann hupt sie in Zivil wahrscheinlich selbst. Die beiden Vermählten hinter mir sind ganz mit sich und ihren neuen Ringen beschäftigt. Sie werden mit viel Mühe abgezogen und wieder übergestreift, die Hände werden immer wieder von oben betrachtet und übereinander gelegt.

Ich schaue auf meine rechte Hand. Es stimmt einfach nicht mehr. Die Zeit ist längst reif, meinen bisher trotzig getragenen Ehering abzulegen.

Die Fahrt zur Kirche wird ungefähr zwanzig Minuten dauern. Es ist eigentlich gar keine Kirche, sondern eine etwas größere Kapelle, die außerhalb der Stadt auf einem kleinen Berg liegt. Solange wir noch in der Stadt sind, bleiben viele Menschen stehen und schauen herüber oder winken sogar. Das Brautpaar ist gerührt von so viel Zuspruch und winkt eifrig zurück, das Maß an Aufmerksamkeit ist ein wichtiger Beleg für die Einzigartigkeit dieses Tages.

„Weißt du noch“, wird Opa Laupner vielleicht in fünfzig Jahren mit klapperndem Gebiss seine ergraute Frau erinnern, „als uns so viele fremde Leute am Straßenrand zugewinkt haben, und nur, weil wir ein so besonders schönes Paar waren.“

Vor der Stadt wird die Straße gerade, und das Hupen lässt nach. Ich kann trotzdem nur langsam fahren, denn der Wind würde sonst das Gesteck vorne zerzausen. Nachdem sie sich ausreichend versichert haben, dass alle Etappen bisher sehr gelungen waren, kommt auch das

Brautpaar etwas zur Ruhe und beginnt, mich in ihr Gespräch mit einzubeziehen. Er will noch ein paar Details zu dem Auto wissen, sie hingegen fragt mich persönliche Dinge, was ich tue, wenn ich nicht Chauffeur spiele, ob ich noch andere Interessen habe und wie lange ich schon in dieser Stadt wohne.

„Kennen Sie das Standesamt auch von innen?“, will sie wissen.

„Ja.“

Zum Glück taucht jetzt die Kapelle auf, und ich werde gleich wieder anderthalb Stunden für mich allein sein können. Das Glockenläuten höre ich schon aus der Ferne. Ich genieße die Einsamkeit und die Stille, die Abwesenheit von Feststimmung und die Möglichkeit, beim Gehen in Ruhe meinen Gedanken nachzuhängen.

Nach einer guten Stunde bin ich zurück. Der Gottesdienst ist bereits zu Ende und ein inzwischen angereicherter Partyservice schenkt Getränke und Butterbrezeln aus. Ich lehne an meinem Auto und beobachte das Treiben. Plötzlich löst sich die Braut aus der Menge und kommt mit einem zweiten Glas Sekt in der Hand auf mich zu.

Sie drückt mir das Glas in die Hand.

„Sie brauchen sich nicht abseits zu halten, Sie gehören auch dazu.“

Ich schüttele den Kopf.

„Nein, vielen Dank, ich bleibe lieber hier.“

Sie schaut mich an. Dann stößt sie mit ihrem Sektglas an meins.

„Danke nochmals, dass Sie uns gefahren haben. Im Nachhinein finde ich die Idee mit dem weißen Oldtimer sehr gelungen.“

Ich lächle sie an und sie verschwindet wieder zwischen ihren Gästen. Plötzlich beneide ich den Herrn Laupner.

Nach einiger Zeit brechen wir zu der letzten Station meines heutigen Einsatzes auf, einem Park in der Nähe, in dem schon ein Fotograf

mit seinem ganzen Equipment wartet, um das Glück des heutigen Tages für die kommenden Generationen zu konservieren. Ich kann aus einiger Entfernung beobachten, wie dem Gehirn des Fotografen die skurrilsten Arrangements entspringen, die das normale Leben kaum hervorbringen könnte: Sie steht verträumt mit einer Blume auf der Wiese, und er lugt durch einen Busch, er lehnt lässig an einem Baum, und sie schmachtet ihn auf der Wiese sitzend an, sie müssen sich an einem kleinen Brückengeländer verrenken, um beide rechten Hände mit dem Ring in Positur zu bringen. Der Fotograf ist nie ganz zufrieden mit der darstellerischen Leistung der Akteure, und so dauert es eine ganze Zeit, bis sich die Gruppe wieder dem Hochzeitsauto nähert. Zum Schluss sind immer die Bilder mit Gefährt dran. Zuerst wird vor und neben dem Wagen gestanden und gekniet, dann gehen dem Fotografen auch hier die Pferde durch. Die Braut solle sich mit dem Rücken auf die Motorhaube legen und er solle sich verliebt über sie beugen. Ich mutmaße scharfkantige Reißverschlüsse oder kratzende Knöpfe und erhebe Protest. Der Fotograf sieht mich ungläubig an – wie kann man in einer solchen Situation nur an so profane Dinge wie Lackschäden denken? Zum Glück stärkt Laura mir den Rücken, findet diese Position auch nicht angebracht. Ihr Ehemann guckt zwar etwas mürrisch, aber es bleibt dabei.

Als der Fotograf alle seine Filme vollgeknipst hat, sind wir entlassen. Ich fahre das Paar noch zu ihrem Restaurant und bekomme dort meinen Lohn. Wir verabschieden uns, ich wünsche den beiden noch viel Glück und fahre heim, nachdem ich das Blumengesteck bei der Rezeption abgegeben habe.

Auf dem Rückweg gehe ich noch was essen und komme erst am frühen Abend in meiner Wohnung an. Ich plumpse auf die Bauhaus-

Liege und schalte den Fernseher ein. Irgendwas Politisches zieht an mir vorbei, um Viertel nach acht beginnt die Lieblingsshow der Deutschen und ihrer Anrainer. Ich habe nicht die Energie, auszuschalten, und so erfahre ich, dass man auch unter Wasser den Radetzkymarsch auf der Tompete spielen und mit der Baggerschaufel ein Frühstücksei auslöffeln kann, es mit der nötigen Übung schafft, jede beliebige Seife zu erschnüffeln und Schallplatten an ihren Rillen zu erkennen. Es ist erstaunlich, mit wie viel Unfug die Menschen sich beschäftigen. Irgendwann soll mal einer allein ein Klavier irgendwo hinaufgeschleppt und dann dort durchaus hörbar die *Mondscheinsonate* gespielt haben. Das hätte ich gern gesehen, das Nebeneinander von roher Kraft und virtuosem Spiel, interessant, weil es eigentlich nicht zueinander passt.

Dieser Gedanke lenkt den Blick auf meine rechte Hand. Ich starre den Ring am Finger an, bevor ich mir einen Ruck gebe und versuche, ihn über das Gelenk zu streifen. Es geht nicht. Vielleicht sollte ich ihn doch anbehalten, schließlich bin ich noch verheiratet. Nein, es passt einfach nicht mehr! Ich gehe in die Küche und trüfele etwas Spülmittel auf meinen Ringfinger. Während im Fernsehen feierlich der Wettkönig gekrönt wird, lege ich in einer biedereren Einbauküche meinen Ehering ab. So banal kann ein Stückchen Ende sein.

Ich falle wieder auf meine Liege und drehe den Ring in meinen Fingern. *Charlotte 24.06.2000* steht auf der Innenseite. Meine Karotte, es kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Ich starre auf den hellen Streifen um den Ringfinger meiner sonst Cabrio-gebräunten Hand. Die Symbolik dieses neu entstandenen Ringes ist das Gegenteil von der des anderen.

Das Telefon reißt mich aus meiner Betäubung.

„Luc Weinbrand!“

„Hallo Luc, hier ist Charlotte.“

„Karo, gerade habe ich ...“

Aber sie hat schon weiter geredet, und ich traue mich nicht zu unterbrechen, bis sie mit ihrem Anliegen fertig ist.

„In Ordnung, ich werde das unterschreiben.“

*Wo bleibst Du nur?* hat jemand ungenau in die Tischkante geritzt, vielleicht hat die Verzweiflungstat diesem Jemand geholfen, in meinem Fall gibt es bereits keine Hoffnung mehr. Ein fast leeres Glas mit Selterswasser leistet meinem halb vollen Bierglas auf dem alten Kneipentisch Gesellschaft, ich aber sitze allein hier, fühle mich abgeschoben und lächerlich.

Die Tische um mich herum sind alle besetzt, es ist laut und verqualmt. Links von mir hat sich eine Anzahl Zwanzigjähriger um einen langen Tisch herum gruppiert, denen das erste oder zweite Semester Physik ins Gesicht geschrieben steht. Die jungen Männer haben artige Kurzhaarschnitte, tragen karierte Hemden oder Rollkragenpullover, und die meisten eine Brille. Einer sieht fast wie der jugendliche Bill Gates auf dem Foto vom Microsoft-Betriebsausflug Ende der Siebziger zusammen mit seinen drei bärtigen Kollegen aus. Die wenigen Studentinnen sitzen unauffällig und farblos dazwischen und können offenbar den aufgeblasenen Theorien ihrer männlichen Kommilitonen nichts entgegensetzen. Gegenüber lümmelt ein Haufen verwegener Gestalten mit Rastalocken und zerzausten Wuschelköpfen und raucht einen üblen Knaster. Pärchen tuscheln an kleinen Zweiertischen und die gepiercte Bedienung balanciert riesige Spaghettiportionen zwischen herumhängenden alten Posaunen, Tubas und Waldhörnern hindurch, die sich der Dekorateur wohl ausgedacht hat, um damit zu betonen, wie weit hier der gängige Geschmack von der Volksmusik entfernt ist.

Bis eben saß Karo noch bei mir am Tisch. Wir hatten eine Vereinbarung, aber sie hat noch nicht einmal ihre Jacke ausgezogen. Ihr wäre

kalt, obwohl sie mit dem Rad gestrampelt war. Jetzt ist mir kalt, denn diesem Treffen habe ich entgegengefiebert, seit sie mich vor fünf Tagen angerufen hatte. Da wir ja noch verheiratet wären, würde sie meine Unterschrift auf einem Formular brauchen – ob wir uns treffen könnten? Das Wort *Treffen* überstrahlte alles andere wie ein riesiger Gong – sie will mich treffen! Klar hatte ich Zeit, ich wollte sie gleich zu mir einladen, aber sie bestand auf einem neutralen Ort wie bei Verhandlungen zwischen zwei Staaten. Meine Gedanken spielten trotzdem sofort verrückt. Wir würden etwas zusammen trinken, vielleicht auch was zum Essen bestellen, oh ja, ich könnte sie mit ihrem Lieblingssalat überraschen, den ich einfach heimlich bestellen würde. Wir hätten endlich mal wieder einen Abend für uns allein, zum Quatschen, uns Aussprechen. Wir kommen dann bestimmt irgendwann auf uns, auf die gute Zeit, die wir zusammen hatten. Vielleicht kann ich auch schon Misstöne aus ihrem jetzigen Leben heraushören. Ich habe gleich überlegt, welche Sachen Karo gerne an mir gesehen hat und am Montag noch schnell mein dunkles Hemd und die hellblaue Jeans in die Expressreinigung gebracht. Es ist keine Stunde vergangen, in der ich nicht an diesen Abend gedacht habe. Heute Nachmittag bin ich im Büro früher gegangen, habe geduscht und mich in Schale geschmissen. Natürlich bin ich nicht mit dem Rad hierher gefahren, vielleicht würde sich ja die Chance ergeben, Karo nach Hause zu fahren.

Ich Einfaltspinsel. Der ganze Abend hat gerade zehn Minuten gedauert. Sie war schon da, als ich absichtlich ein paar Minuten später kam. Kein Kuss zur Begrüßung, nur ein gemaltes Lächeln und unbeholfene Floskeln, keine Spur mehr von ihrer offenen zugänglichen Art, mit der sie Menschen sonst so schnell für sich gewinnen konnte. Der Antrag lag schon unterschriftsreif auf dem Tisch, es fehlten ei-

gentlich nur noch die zwei Herren rechts und links, von denen einer mir einen geöffneten Füller reicht und der andere gleich nach der Unterschrift die frische Tinte trocken wippt. Diese furchtbare Distanz traf mich wie eine unerwartete Kündigung, sie lähmte mich, beraubte mich jeglichen klaren Gedankens. Wie oft hatte ich die Worte gedreht und gewendet, die ich ihr sagen wollte, aber sie waren alle weg, weil sie nicht für eine solche Situation gemacht worden waren. So saßen wir betreten herum, ich kritzelte meinen Namen unter ihren Antrag, ohne zu fragen, um was es genau ging. Dann stand sie auf, bedankte sich förmlich, wünschte mir noch alles Gute und verschwand im Türrahmen – der Absturz in die Realität ist gewaltig.

Trinke ich noch aus? Ich winke schon der Bedienung, während ich noch das Bier in mich hineingieße. Schnell bezahlen und dann weg hier, mir ist nicht länger nach Kneipenabend. Den Autoschlüssel schon im Türschloss höre ich in mich hinein und ziehe dann den Schlüssel wieder ab – Autofahren braucht ein Minimum an Konzentration. Die Hände tief in den Taschen vergraben laufe ich wie in Trance um die Häuser.

Mein Gott, wer war das eben? Das kann doch nicht die Frau gewesen sein, mit der ich Jahre lang zusammengelebt habe? Mir fällt unweigerlich die Geschichte von Dr. Jekyll und Mr. Hyde ein, kann ein Mensch sich derart wandeln? Wie weit weg ist dieser Eisblock von der umwerfend charmanten Studentin mit ihrem einnehmenden Wesen, die mich vor fast zehn Jahren um den Schlaf und den Semesterchein gebracht hatte.

So streune ich ziellos durch die Straßen und weigere mich, stehen zu bleiben. Kein rotes Ampelmännchen besitzt genug Autorität, kein Schaufenster bietet etwas Verlockendes, um meinen monotonen

Vorwärtsdrang zu stoppen. Innehalten ist wie Stehen im Treibsand, ich versinke sofort in meinem Dilemma. Beim Gehen gelingt es besser, die vielen Wenss und Abers zuzulassen und ein Schlupfloch aus der Ausweglosigkeit herauszufinden.

Nach über zwei Stunden Herumvagabundieren bekomme ich Hunger. Ich habe seit Mittag nichts mehr gegessen, denn aus dem gemütlichen Schmausen mit Karo im Lokal ist ja nichts geworden. In meine leblose Wohnung zieht mich jetzt nichts, aber noch viel weniger habe ich Lust, mich irgendwo allein an einen Tisch zu setzen und eine halbe Stunde auf ein Mitternachtsessen zu warten.

Also gehe ich zu meinem Auto zurück und fahre nach Hause. Im Treppenhaus kommt mir meine Nachbarin auf voller Breite mit dem Ergebnis ihrer Mülltrennung entgegen. Leer, wie er ist, fällt mir Baucheinziehen nicht schwer, sodass sie gerade mit ihren Tüten an mir vorbeipasst.

Der nächste Reinform wartet in meiner Küche auf mich, ich kann zwischen Nudeln mit Toastbrot und Toastbrot mit Nudeln wählen. Mein Kühlschrank wäre in der Lage, noch zwei Eier zu spendieren, sodass Schinkennudeln ohne Schinken in greifbare Nähe rücken. Problematisch wird nur die Zubereitung, denn es gibt noch keine Bratpfanne in meinem Junggesellenhaushalt. Woher könnte ich so spät noch eine Pfanne bekommen? Kann ich jetzt noch nebenan klingeln?

Auf mein kurzes schüchternes Läuten hin öffnet sich die Wohnungstür. Frau Rose schaut mich ziemlich erstaunt an.

„Noch mal guten Abend“, sage ich etwas betreten und trage mein Anliegen vor.

„Da sollte sich was finden lassen, kommen Sie doch einen Moment rein.“

Sie dreht auf dem Absatz um, ich schließe die Tür und folge ihr in den kleinen Flur. Während Frau Rose in ihrer Küche kramt, lunte ich durch die offene Wohnzimmertür. Die Einrichtung ist weiträumig und sicher noch nicht alt, keine Spur von der Trödeladen-Atmosphäre der *guten Stube* meiner Großmutter, die dort die Kinkerlitzchen aus vielen Jahrzehnten ausgestellt hatte. Ein Deckenfluter beleuchtet gedämpft eine massive Regalwand mit unzähligen Büchern, die den ganzen Raum beherrscht. Um einen rechteckigen flachen Tisch herum stehen drei Sessel mit Armlehnen aus Holz und hellem Stoffbezug. Mit etwas Neid streift mein Blick den hellen Parkettboden, der dem Raum wohnliche Wärme verleiht, im Gegensatz zu der dunkelgrünen Auslegeware bei mir drüben. An der gegenüberliegenden Wand steht ein alter Sekretär. Sein Holz ist deutlich dunkler als das der übrigen Möbel, vielleicht ist es Kirsche. Auf seinem oberen Bord brennt eine langstielige Kerze, die ihr Licht auf eine Menge Papiere und Schreibutensilien fallen lässt. Der frische Strauß Astern auf der Fensterbank zeigt mir, dass Wohnen in diesem Zimmer tatsächlich stattfindet.

Da fällt mein Augenmerk auf einen runden Schachtisch, der etwas abseits steht. In seine Holzoberfläche sind sowohl das Spielbrett als auch die Figuren als Intarsienarbeit eingelassen. Ich gehe unweigerlich näher. Die schwarzen und hellen Figuren stehen sich kampfbereit an den Seitenlinien des Spielfeldes gegenüber, Könige und Damen jeweils zentral an den höchsten Stellen des Kreisrundes eingerahmt von ihren immer kleiner werdenden Vasallen. Ich streiche mit dem Finger über die polierte Fläche, es gibt keinerlei Unebenheiten, ein wunderschönes Kunsthandwerk.

„Spielen Sie Schach?“

Frau Rose steht mit einer Bratpfanne in der Hand hinter mir.

„Ja, ich habe als Gymnasiast in der Schulmannschaft gespielt und später im Studentenwohnheim gelegentlich mit Mitbewohnern. In den letzten Jahren bin ich kaum noch dazu gekommen.“

Frau Rose nickt, dann streckt sie mir die Pfanne entgegen und fragt etwas spitzbübisch:

„Diese wird hoffentlich groß genug sein?“

Das ist sie allemal, denn sie gehört zu den großen gusseisernen Ungetümen, aus denen ganze Familien satt werden können. Ich bestätige, dass meine gesamten Vorräte mühelos in der Pfanne Platz haben werden und bedanke mich vielmals.

„Ist Ihnen nicht gut?“, fragt sie mich, als wir uns an der Wohnungstür verabschieden.

„Ja“, gebe ich nach kurzem Überlegen zu, „ich bin nicht ganz in Ordnung.“

Wenig später brutzeln in meiner Küche die Nudeln in der fremden Pfanne. Frau Rose ist eigenartig. Sie scheint nicht in die übliche Schublade zu passen, scheint weder zu stricken, ständig Kuchen zu backen oder für eine Schar Enkelkinder parat zu stehen. Sie wirkt im ersten Eindruck offen, hat etwas Annehmendes, aber bei aller Zugänglichkeit bleibt auch eine Distanz spürbar, eine Mauer, die sicher für Fremde nicht leicht zu überwinden ist. Warum sollte es nicht in Ordnung sein, sie als Nachbarin zu haben?

Als ich am Küchentisch sitze und esse, kommen die Gespenster wieder. Vielleicht haben mich die vergangenen Wochen und Monate nur wund gescheuert und ich bin zu empfindlich geworden, sehe alles zu dramatisch? Oder Karo ist aus irgendeinem Grunde der Meinung,

sich mir gegenüber verstellen zu müssen? Aber was ist, wenn das Wirklichkeit war, wenn sie wirklich schon so weit weg ist? Die Verzweiflung steigt in mir auf und treibt mir das Wasser in die Augen. Was kann ich nur machen? Ich werde nie wieder eine Frau wie Karo finden, eine solche Chance gibt es nur einmal im Leben. Ich kann es nicht glauben, vor gut vier Monaten war doch noch alles in Ordnung.

Die Zeit mit Karo erscheint mir auf einmal Lichtjahre entfernt. Manchmal vergehen vier Monate wie im Flug, aber intensives Erleben dehnt die Zeit im späteren Rückblick wie das Warten auf Weihnachten, das selbst Erwachsene immer noch als unerträglich lang in Erinnerung haben. Mir gelingt es kaum noch, das Leben zu greifen, das wir vor kurzem geführt haben. Wie fühlte sich unser Alltag an, als wir einfach noch ein Paar in einer Altbauwohnung waren? Bis zu diesem unvergesslichen Samstagmorgen, als ich beim Frühstück von dem Satz *Ich habe mich verliebt* überfallen wurde. Plötzlich tauchte er zwischen dem Klappern der Tassen und Rascheln der Zeitungen auf, stand unverhofft im Raum wie die Geheimpolizei.

Im ersten Moment habe ich an einen Jokus gedacht, aber Karos Miene sah nicht nach Witzen aus. Ich hatte keine Erfahrung mit solchen Situationen, keine Übung im Umgang mit dem Gegenteil einer Liebeserklärung. Ich habe ein paar hilflose Fragen gestellt, nach Namen und irgendwelchen Fakten. Die Antworten kamen einsilbig und unwillig, sobald ich etwas genauer wissen wollte. Er würde Franz heißen, und sie hätte ihn vor drei Wochen kennengelernt, als ihr in der Stadt die Kette am Fahrrad abgesprungen sei. Franz hätte angehalten und geholfen, das Rad wieder flott zu machen. Sie hätten dann ihre schmierigen Hände in einem nahe gelegenen Café gewaschen und dort noch was zusammen getrunken. Was konnte ich jetzt mit diesen In-

formationen anfangen? Wichtig war ja nur, wie ernst es wirklich war, und welche Antwort auf welche Frage hätte mir da geholfen? Das weitere Frühstück verlief so wie der ganze übrige Tag, es wurde nur das Notwendigste gesprochen, wir schlichen umeinander herum, keiner sprach das Thema an und jeder hatte seinen eigenen Grund dafür.

In den nächsten Tagen änderte sich erst mal äußerlich nicht viel, aber der böse Geist war nun mal aus der Flasche. Wir lagen wie immer nebeneinander in einem Bett, aßen zusammen Frühstück und verwalteten die Dinge des Alltags, aber der vorher so vertraute Umgang miteinander war sperrig geworden. Die Nähe zu meiner Frau entglitt mir immer mehr wie ein schöner Traum, den man an der Schwelle zum Wachwerden unbedingt mit in die Wirklichkeit nehmen möchte; er verfliegt, auch wenn man die Augen geschlossen lässt. Die abnehmende Nähe wurde nach und nach durch Höflichkeit ersetzt, sodass Karo mir bald wie ein Feriengast vorkam, der seinem Gastgeber verpflichtet ist. Ihr schlechtes Gewissen und ihr Abstand zu mir brachten sie dahin, Dinge zu tun, die zwischen uns früher immer zu Reibereien geführt hatten. Wie sehr habe ich mir plötzlich Normalität gewünscht, wieder ewig in Karos Unordnung nach dem Kellerschlüssel suchen zu müssen, um ihn dann irgendwo in ihrem Schminkkoffer oder zwischen den Schuhen zu finden. Wann immer ich auch ängstlich hoffend zum Schlüsselbrett sah, jedes Mal hing dort der Schlüssel akkurat an seinem Platz und demonstrierte mir ohne jegliche Gefühlsduselei, dass es für diesen Zankapfel innerhalb unserer Beziehung keinen Platz mehr gab, weil die Beziehung selbst nur noch wenig Raum hatte.

Trotz aller Anzeichen war ich eigenartigerweise nicht von der Grundhaltung abzubringen, dass es zwar sehr kritisch, aber noch lange

nicht hoffnungslos wäre. Ich redete mir ein, dass eine Ehekrise einfach vorkommen könne, alle hätten das doch irgendwann wie eine Grippe. Es war bequem, sich die platten Formeln und schlichten Weisheiten der Allgemeinheit als Ratgeber zu holen. Es sei eben der Reiz des anderen, ein Ausbruch aus der Alltäglichkeit, die Unwiderstehlichkeit eines Abenteurers, aber wenn der Rausch vorüber sei, das Strohfeuer runtergebrannt, dann würde Karo sicher wieder vernünftig werden. Mir wurde leider erst später klar, dass Vernunft hier überhaupt keine Größe ist, schon gar nicht die meine. Dass Karo sich endgültig für ein Leben an der Seite eines anderen Mannes, für ein Leben mit fremden Leuten entscheiden könnte, kam in meiner Vorstellungswelt nicht wirklich vor. Karo und ich gehörten zusammen, das war ein Naturgesetz.

Je weniger Karo präsent war, desto verbissener verharrte ich in meinem Kartenhaus. Bald war sie kaum noch zu Hause. Harald mochte meiner zwingenden Rhetorik schon damals nicht folgen.

„Ich wünsche dir, dass du Recht hast, aber meiner Meinung nach sieht es nicht gut aus für dich“, hatte er mir mal am Telefon gesagt.

Ich war sauer und fühlte mich von meinem eigenen Bruder im Stich gelassen.

Irgendwann kam Karo dann die erste Nacht überhaupt nicht mehr nach Hause. Ich habe die ganze Nacht wach gelegen und mir nichts sehnlicher gewünscht, als endlich das vertraute Knirschen und Klacken ihres Schlüssels im Türschloss zu hören. Es kam nicht. Es wurde hell, und der Platz neben mir war leer und kalt. Da wusste ich plötzlich, dass es kein Spiel war, keine Abenteuerlust oder spätpubertäre Unvernunft, es war existenzieller Ernst.

Ich geriet in Panik. Ich musste unbedingt etwas unternehmen, um den Zentrifugalkräften Einhalt zu gebieten. Womit konnte ich Karo beeindrucken, was hatte sie sich immer gewünscht? Ich kaufte einen riesigen Strauß Rosen, schrubbte das Bad und putzte die Fenster, ich schmiss mein hellgrünes Sweatshirt mit der gelben Schrift in den Kleidersack und nahm das Autoplakat im Flur von der Wand, ich wusch alle ihre Wäsche, bügelte ihre Jeans und sortierte mit Inbrunst eine Unmenge einzelner Socken im Schrank zu Paaren zusammen. Aber meine SOS-Signale erreichten den Empfänger nicht mehr. In diesem Moment war mir der einsame Funker auf der Titanic sehr nahe, der bis zum Schluss immer und immer wieder gemorst hatte, aber die Retter waren schlafen gegangen.

Das Telefon lässt mich hochschrecken. Wer kann das sein? Es gibt nur wenige, die so spät noch bei mir anrufen würden. Natürlich hat die Liste der möglichen Kandidaten sofort eine Favoritin. Hoffnungsvoll melde ich mich mit meinem ganzen Namen.

Eine fremde Männerstimme säuselt in mein Ohr:

„Wer ist dort bitte?“

„Weinbrand“

„Entschuldigung, ich habe mich verwählt, guten Abend.“

Dankeschön, dieses ist definitiv kein guter Abend, auch wenn viele ihn mir mittlerweile gewünscht haben. Ich bin frustriert, enttäuscht, einsam. Erst nach einer Weile wird mir bewusst, dass ich immer noch mit dem Hörer am Ohr dasitze und dem Freizeichen lausche.

Ich will nicht wieder endlose Grübel-Pirouetten drehen, ich will jetzt schlafen und vergessen. Das geht heute bestimmt nicht ohne Schlaftabletten, aber wo habe ich die Schachtel? Ich kann mich nicht erinnern, sie beim Auspacken in den Händen gehabt zu haben. Zwei

volle Umzugkartons stehen noch in der Zimmerecke, und schon wuchte ich den ersten davon ins Licht. Obenauf liegt etwas Flaches, eingeschlagen in ein Handtuch; ich weiß gleich, was es ist. Vorsichtig ziehe ich den selbst gemachten Holzrahmen mit der Fotocollage heraus, die Karo mir nach unserem ersten gemeinsamen Urlaub geschenkt hatte. Tagelang hatte sie ganz geheimnisvoll getan und mich nicht in ihr Zimmer gelassen. In meiner kleinen Bude im Studentenwohnheim hatte ich erst mal keinen geeigneten Platz gefunden, und als wir später zusammenzogen, ist das Bild irgendwo im Keller untergegangen. Sie sieht irrsinnig gut aus, wie sie da braun gebrannt in ihrem weißen Badeanzug am Lido bei Venedig sitzt und mich anlacht! Ich werde das Bild aufhängen, hier über meiner Matratze, gleich jetzt! Ein Nagel ist schnell zur Hand, aber den Hammer kann ich bei meinem Werkzeug nicht finden. Es hallt durchs ganze Haus, als ich den Nagel mit einer großen Rohrzange in die Wand schlage.

Am nächsten Morgen geht es mir nicht besser. Ich habe unruhig geschlafen, mein Kopf brummt, ich finde beim besten Willen keinen Grund, aufzustehen. Alle Symptome zusammengenommen reichen für eine Krankmeldung aus, ich möchte niemanden sehen, mich in mein Bett verkriechen und mich meinem Trübsinn hingeben.

Am Nachmittag verspüre ich dann mit einem Mal großen Appetit auf einen Kaffee mit etwas Süßem und stehe auf. Während die Kaffeemaschine brabbelt, beginne ich schon mal damit, die Bratpfanne einzuweichen und dann blitzblank zu putzen. Einen Kratzeschwamm gibt es auch noch nicht bei mir und so ruiniere ich die Handwaschbürste aus dem Bad. Eine Leihgabe möchte ich unbedingt wieder ordentlich abgeben.

Wenig später klinge ich gegenüber, *E. Rose* steht auf dem Türschild. Frau Rose öffnet, im Hintergrund höre ich Stimmen in Englisch diskutieren, es klingt wie eine alte Tonbandaufnahme oder Mittelwelle. Ich gebe die Pfanne zurück, bedanke mich noch mal und will mich gerade verabschieden, als sie mit einem Vorschlag kommt:

„Vielleicht haben Sie mittlerweile wieder Lust zum Schach? Sie würden mir eine Freude machen, gelegentlich eine Partie zu spielen, auch wenn ich sicher etwas eingerostet bin.“

Sie schaut mich fragend an, ich überlege kurz und stelle für mich fest: Ja, ich möchte gern an diesem schönen Tisch in diesem angenehmen Raum sitzen und mit dieser älteren Dame Schach spielen. Diese ältere Dame hat jedoch viele Termine und so einigen wir uns auf Donnerstag kommender Woche um acht.

Nachdenklich gehe ich in meine Wohnung zurück. Na gut, es wird kein anspruchsvolles Spiel werden, trotzdem freue ich mich sogar darauf. Meine Einstellung hat sich geändert, mit meiner Nachbarin habe ich wohl eher Glück gehabt.

Aber gute Laune ist zurzeit wie ein Marmeladenbrot in der Sonne, auf das sich sofort alle summenden Quälgeister aus der näheren Umgebung stürzen; zuerst muss ich noch das kommende Wochenende hinter mich bringen, die Unzeit für Ausgestoßene. Und auch diese Verpflichtung am Samstag macht mir zu schaffen! Vielleicht sollte ich besser absagen? Wenn es doch schon wieder Montag wäre!

Soll ich ihn gleich aufmachen oder besser warten? Ratlos stehe ich im Treppenhaus und drehe Karos Brief in den Händen, den ich gerade aus dem Briefkasten gefischt habe. Es ist ein hellgelbes gefüttertes Kuvert, kein weißer Allerweltsumschlag, ein richtiger Brief an mich. Vielleicht will sie sich entschuldigen? Aber die lieblose Automatenbriefmarke spricht eher dagegen. Ein paar neutrale Zeilen sind zurzeit kaum denkbar, wenn ich ihn jetzt lese, bedeutet das Höhenflug oder Absturz für die nächsten Stunden. Das zweite kann ich gerade nicht brauchen, denn gleich chauffiere ich ein Paar, das sich ihren schönsten Tag im Leben bestimmt nicht von einem Miesepeter verderben lassen will. Am besten, ich nehme den Brief vorerst ungeöffnet mit.

Ich habe nur eine Adresse in einem Dorf etwa zwanzig Kilometer entfernt. Dort soll ich den Bräutigam abholen, mit dessen Bruder ich am Telefon alles abgesprochen habe. Draußen ist es schon recht herbstlich, ein rauer Wind fegt Äste von den Bäumen, und die Straße ist noch nass vom letzten Regenguss. Auch die dunklen Wolken lassen ahnen, dass Cabriolets heute danach beurteilt werden, wie dicht das Dach ist.

Nach ungefähr einer halben Stunde bin ich am Ziel und passiere das Ortsschild, das weit vor dem Dorfkern unerwartet am Straßenrand aufgetaucht ist. Von Weitem habe ich dort schon einen einsamen Mann am Straßenrand stehen sehen, der offenbar auf den Bus wartet. Beim Vorbeifahren sehe ich im Augenwinkel, dass er einen schwarzen Zylinder auf dem Kopf trägt – komisch? Beim zweiten Blick in den Rückspiegel sehe ich ihn heftig winken. Da fällt der Groschen – er

steht hier wie bestellt und nicht abgeholt, weil ich ihn noch nicht abgeholt habe. Ich bremse scharf und fahre rückwärts zu ihm hin.

Beim Näherkommen sehe ich, dass der Zylinder eigentlich zu klein ist und etwas haltlos auf seinem breiten Kopf sitzt wie die Melone von *Kater Carlo*. Dazu passend trägt er einen schwarzen Frack, der wohl kaum vorne zugehen wird, und eine Weste, die sich über seinem runden Bauch spannt. Seine gesamte Garderobe ist offensichtlich für einen wesentlich schwächeren Mann gedacht und es drängt sich unweigerlich der Gedanke auf, *Dick* habe aus irgendeiner Dusseligkeit heraus die Klamotten von *Doof* angezogen.

Er öffnet die Beifahrertür und steigt erst mal wortlos hinten ein. Nachdem ich die Tür wieder zugezogen habe, begrüßt er mich wortkarg und gibt mir dabei seine Hand, gegen die meine wie eine Kinderhand wirkt, obwohl ich etwa gleich groß und auch nicht zierlich bin. Ich bekomme die lakonische Anweisung, ins nächste Dorf weiterzufahren, und gebe Gas. Wo hat er diesen Bratenrock wohl her? Vielleicht hat er ihn aus einem Kostümverleih geholt, oder es handelt sich um ein Familienerbstück, das dem wohlgenährten Urenkel natürlich nicht passen kann, weil es einmal für ein dürres Bäuerlein in grauer Vorzeit geschneidert worden war.

Bald werde ich in meinen Überlegungen von neuen Eindrücken abgelenkt, denn mein Navigator hat mich schon mit knappen Worten zum Hof der Braut gelotst. Hier soll ich kurz warten, während er seine Braut holen geht. Der Hof wirkt auf den ersten Blick recht urig, die Gebäude sind zwar alt, aber nicht verkommen. Am Wohnhaus rankt wilder Wein bis zum windschiefen Ziegeldach hinauf und versteckt die gesamte Giebelwand hinter bunten Blättern, bis auf einige alte Butzenfenster, denen ein wenig frische weiße Farbe sicher gut tun

würde. Grob geflochtene Körbe und eine Gießkanne hängen an massiven Haken in der Hauswand neben einer grünen Regentonne aus Blech, in die dicke Tropfen aus der Tülle des Fallrohres plumpsen. Hier dreht sich alles um Landwirtschaft, es muht aus den Ställen, Hühner gackern im angrenzenden Gemüsegärtchen, und überall stehen schwere Landmaschinen herum.

Da erscheint die Braut ganz in Weiß unter der Tür, und ich bin wie vom Donner gerührt. Sie ist groß, dabei unglaublich füllig, und ihr Gesicht ähnelt einem Ballon. Die dicken Backen sind rötlich geschminkt, die Lippen rot, die Augen schwarz. Und über dem kontrastreichen Ballongesicht hat jemand einen Schleier angebracht. Beim Hochzeitskleid stellt sich die Frage nach einem Verleih nicht, denn mit Größe XXL ist wohl kaum ein gutes Geschäft zu machen. An den Händen trägt sie riesige Handschuhe, deren Grundmodell wahrscheinlich einmal für zierliche Gliedmaßen gedacht worden war. Bei dieser Ausführung allerdings kommen wurstige Unterarme aus den langen Schäften, um ein Stückchen weiter oben als wurstige Oberarme wieder in den Puffärmeln zu verschwinden. Das obligatorische kleine Handtäschchen wirkt wie ein Seziermesser im Schlachthaus.

Der Bräutigam erscheint jetzt hinter ihr und wirkt gar nicht mehr so stämmig wie vorher. Er ist trotz seiner einsachtzig einen halben Kopf kleiner und auch keinesfalls breiter. Die alte Holzterasse knarrt in allen Fugen, als er die Dame seines Herzens hinunterführt, und vor meinem geistigen Auge ziehen die Ersatzteilpreise von Stoßdämpfern und Achsfedern vorbei. Als sie unten angekommen ist, fällt mir ein weiteres bemerkenswertes Detail auf: Auf ihrem Allerwertesten prangt eine monströse Schleife, wie *Minni Maus* sie in klein auf dem Kopf hat. Vielleicht war noch Stoff über?

Sie kommt auf mich zu, begrüßt mich hemdsärmelig, ich habe mitgedacht und bereits den Beifahrersitz ganz nach vorne geschoben, damit die Riesenschleife nicht womöglich beim Hineinzwängen Schaden nimmt. Auch der Bräutigam steigt ein, und es darf schon wieder losgehen. Wo sind die Angehörigen? Hoffentlich bin ich nicht insgeheim auch als Trauzeuge oder Festredner verplant.

Auf dem Weg zum Standesamt ist es ganz still im Auto, den Weg kenn ich bereits. Die beiden sitzen nebeneinander und sprechen kein Wort, fragen nicht nach Taschentüchern, kontrollieren nicht ein letztes Mal die Ringe oder beteuern sich gegenseitig, wie aufgeregt sie seien. Kennen sie sich überhaupt? Vielleicht werden hier noch alte Traditionen hochgehalten und die beiden sind schon als Kleinkinder einander versprochen worden, weil dann die verschmelzenden Hofgrundstücke wirtschaftlicher zu beackern sind. Die Eltern könnten schon vorausgefahren sein, damit die beiden sich ungestört kennenlernen können.

Vor dem Standesamt sieht es dann zum Glück nach einer normalen Hochzeit aus. Hier nimmt uns etwa ein Dutzend beliebter Leute in Empfang, und es bedarf keiner besonderen Begabung, Eltern und Geschwister den beiden Brautleuten zuzuordnen. Die beiden zwängen sich unter Ächzen und Stöhnen aus dem Fond heraus, eine dicke Schwester eilt herbei und zieht die Poschleife glatt, dann verschwindet die Gesellschaft zur Trauung hinter der Aluminiumtür des schnörkellosen Rathauses. Ich nutze die Gelegenheit und fülle an einer Tankstelle zur Sicherheit noch ein paar *atü* in die Reifen.

Nach gut zwanzig Minuten ist die Trauung vorbei. Zeit ist kostbar, und niemand sieht offenbar einen Grund, hier lange herumzustehen. So laufen alle auf direktem Wege zu ihren Autos, und auch meine beiden klettern so schnell es geht auf ihre Plätze. In einem bunten

Durcheinander geht es in Richtung Kirche. Die Straßenlage ist fantastisch, ich habe mein Auto tiefer gelegt und bekomme noch Geld dafür. Trotzdem liegt mir die Frage auf den Lippen, warum die beiden mit ihrer pragmatischen Herangehensweise einen Oldtimer wollten, traue mich aber nicht, die festliche Stille mit meinem profanen Anliegen zu unterbrechen.

Bei Dorfhochzeiten ist meistens alles auf den Beinen, und so ist schon großer Bahnhof an der Kirche, einem alten Bau aus roten Ziegeln. Zwei große Gruppen von Menschen jeden Alters im Sonntagsstaat blicken uns erwartungsvoll entgegen, als wir über den unter uns knackenden Kies am Portal vorfahren. Die Kronen der Kastanienbäume auf dem Vorplatz sind durch die späte Jahreszeit licht geworden, und als ich aussteige, ist das erste gelbe Blatt schon auf das blaue Stoffdach gesegelt. Für diesen repräsentativen Moment ist der Wagen wahrscheinlich gemietet worden. Meine anfängliche Annahme, dass hier zwei Dorfgemeinschaften unter sich geblieben sind, wird dadurch gestützt, dass beide Brautleute sich sofort je einer der Gruppen zuwenden und Bekannte begrüßen, nachdem sie sich aus dem Auto gewunden haben. Nach kurzer Zeit beginnen die Glocken zu läuten und die Gemeinde begibt sich ins Kirchenschiff, die schwere Holztür wird zugerumst, und ich habe für eine Stunde frei.

Während drinnen die Orgel einsetzt, fingere ich schon wieder an Karos Brief herum. Was hat sie mir zu schreiben? Geht es um unser Kneipen-Rendezvous vom letzten Donnerstag? Ich habe mich gerade entschieden, den Brief zu öffnen, als die Feuerwehr kommt. Drei Spritzenwagen fahren auf den Parkplatz vor der Kirche, die alle etwas antiquiert wirken und als Zeitgenossen gut zu meinem Mercedes passen. Feuerwehrmänner springen raus, beäugen kurz den Brautwagen

und beginnen dann, einen Holzhaufen an einer freien Stelle aufzuschichten. Andere bauen einen Sägebock auf und legen einen dicken Baumstamm darüber.

Das rege Treiben geht jetzt unablässig weiter. Es fahren jetzt laufend Autos vor, aus denen Musikanten mit weinroten Jacken und schwarzen Hosen steigen und diverse Instrumente aus dem Kofferraum holen. Nur der Mann mit der Pauke braucht einen Kleintransporter. Stühle und Notenständer werden aufgebaut, Notenblätter mit Wäscheklammern befestigt und diverse Kammertöne ausprobiert. Die Zusammensetzung des Orchesters lässt ahnen, dass es gleich schmissige Marschmusik geben wird.

Eine Frauengruppe in Trachten stellt Tapeziertische und Sonnenschirme auf, wobei die Schirme wohl kaum gegen die Sonne gedacht sein können. Auf die Tische kommen Papierdecken und dann eine Unmenge Säfte, Sekt und Selters sowie die entsprechende Anzahl Gläser. Für das Bier ist offenbar die Feuerwehr zuständig, denn die versteht sich besser auf das Löschen. In der Nähe des Sägebocks wird ein Bierfass angestochen, und die Männer testen schon mal, ob alles funktioniert. Die Aussicht auf ein umfangreiches Festprogramm macht auch mir gute Laune, ich werde nach Stunden bezahlt. Der Brief liegt erst mal wieder im Handschuhfach.

Nach einer knappen Stunde ist der Gottesdienst beim *Vaterunser* angekommen, denn es beginnt wieder zu läuten. Ein Choral noch, dann kann es hier draußen losgehen. Ein paar Minuten später knarrt die Holztür auf und das frisch gebackene Paar erscheint. Beim Anblick der neuen Kulisse strahlen beide über das ganze Gesicht. Der Dirigent verfügt einen Tusch, und dann gibt es zur Einstimmung def-

tige Volksmusik. Ab und zu klickt eine Klarinette, und die Trompete klingt bei hohen Tönen etwas dünn, aber das wird gerne toleriert.

Während die vielen Freunde der Blasmusik noch andächtig lauschen, handelt die Feuerwehr entgegen ihrer eigentlichen Bestimmung und steckt den Holzhaufen in Brand. Als das Feuer richtig prasselt und die Musik zu ihrem Ende gekommen ist, sollen die beiden gemeinsam das Feuer löschen. Das lassen sie sich nicht zweimal sagen. Mit Feuereifer rollen sie die Schläuche ab, die Braut darf *Wasser marsch* anordnen, und dann wird das Feuer von zwei Seiten in die Zange genommen. Das macht Spaß!

Nachdem das Feuer ausgespritzt ist, sollen beide das nächste gemeinsame Ziel in Angriff nehmen und den Baumstamm durchsägen. Einer der Feuerwehrmänner bringt eine uralte Baumsäge mit je einem Griff am Ende, während ein anderer die Brautleute mit ausschweifenden Gesten instruiert. Die Wangen des Bräutigams haben vor Begeisterung die gleiche Farbe wie die seiner Frau angenommen. Er schält sich aus seinem Frack, prüft fachmännisch mit dem Daumen die Säge und gibt seiner Frau ein paar Anweisungen. Jetzt darf er sich nicht blamieren. Auf sein Kommando geht es dann ritzeratze los wie bei Max und Moritz, die die Brücke für den Schneider Böck präparieren. Die Kumpel haben anscheinend die Säge vorher ordentlich geschärft, denn nach kurzer Zeit krachen die zwei Hälften zu Boden. Das Publikum applaudiert, und der Bräutigam ist sichtbar zufrieden mit seiner Frau. Alle haben es gesehen, die kann auch ordentlich zupacken.

Die Musik setzt wieder ein, und die beiden Dörfer kommen sich bei Sekt und Bier näher. Ich hole mir auch einen Saft und ein Schnittchen und warte geduldig, bis nach einer weiteren Stunde zum Aufbruch geblasen wird. Jetzt soll es doch noch den üblichen Autokorso zum

Festsaal geben. Ich fahre voraus, und hinter mir schließt eine hupende Kolonne auf. Die beiden hinten drin sind jetzt aufgetaut, schwatzen angeregt und freuen sich über ihren Tag. Beim Dorfgasthof ist dann mein Einsatz beendet. Das Brautpaar muss sich das letzte Mal aus dem Auto herauswinden, verabschiedet sich ohne viele Worte und verschwindet im Haus. Ich regele noch schnell mit dem Bruder das Geschäftliche und will gerade ins Auto steigen, als mich der Vater der Braut abfängt und mir einen Geldschein zusteckt. Ich freue mich und er nickt mir zu; an einem solchen Tag ist man großzügig mit den Angestellten.

Auf dem Heimweg prasselt dann der Regen los – egal, die Gesellschaft ist ja unter Dach und Fach wie die Ehe auch. Diese Hochzeit habe ich gut vertragen, habe kaum Stiche gespürt, für Zuschauer wie mich ist Pragmatismus leichter verdaulich als Leidenschaft. Heute bin ich nicht neidisch, auch wenn ich gleich allein in eine dunkle kalte Wohnung kommen werde.

Dort eingetroffen sinke ich auf meine Liege. Der interessante Tag in einer anderen Welt gibt mir die Gelassenheit, den Brief von Karo jetzt ohne Zaudern aufzumachen. Das karierte Blatt aus einem Abreißblock, das ich aus dem Umschlag ziehe, lässt nichts Gutes ahnen.

*Hallo, Luc, danke noch mal für die Unterschrift und Deine Hilfe in der Sache. Es tut mir leid, wenn unser Treffen nicht so war, wie Du es Dir vielleicht vorgestellt hast. Ich kann momentan nicht anders sein, vielleicht in einem späteren Leben wieder. Wir sollten uns erst mal nicht mehr sehen. Karo.*

Ich lese die paar nüchternen Wörter immer und immer wieder. Da habe ich so viel Brimborium gemacht, um jetzt das zu lesen? Was bildet die sich ein? Zum Unterschreiben bin ich gut genug, danach hat der Mohr seine Schuldigkeit getan und darf nicht mehr bei der Selbstverwirklichung stören. Da macht sie es sich leicht und seilt sich einfach ab bis zur nächsten Unterschrift. Der werde ich morgen auch einen Brief schreiben und einiges klarstellen.

Ich liege noch sehr lange auf der Liege und formuliere den Brief im Kopf immer wieder um. Irgendwann rolle ich mich ins Bett hinüber, morgen ist ja auch noch ein Tag.

Ich habe keinen Brief geschrieben, zumindest habe ich keinen abgeschickt. Ich habe einen großen Teil des Sonntags damit verbracht, Briefe zu schreiben, um sie danach in Stücke zu reißen. Entweder fand ich sie im Nachhinein im Ton zu scharf, oder die Formulierungen waren nicht treffend. Letztendlich habe ich keine passenden Worte für das gefunden, was ich sagen wollte. Vielleicht wusste ich das auch gar nicht so genau. Zum Schluss habe ich vorerst aufgegeben und einen langen Spaziergang durch den Wald gemacht.

Meine Uhr ermahnt mich, dass ich in gut einer Stunde mit meiner Nachbarin zum Schachspielen verabredet bin, Zeit genug, noch einen Happen zu essen und dabei die Sieben-Uhr-Nachrichten anzuschauen.

Die großzügige Berichterstattung über die Katastrophenschauplätze aus aller Welt verpflichtet einmal mehr zur Betroffenheit. Heute wird die Summe der Toten aus allen Explosionen, Erschießungen und Unfällen gewaltig durch ein Busunglück im Ausland aufgebläht. Die Zahl der Opfer, die falsche Geschwindigkeit und die unzureichende Profiltiefe sind so weit weg wie das ferne Spanien selbst. Muss man wirklich wissen, wie viele der unbekannteren Pechvögel das gleiche Hoheitszeichen in ihrem Pass hatten? Wo sind stattdessen Berichte über das, was heute alles gelungen ist? Mein Brot kauend erfahre ich, dass Deutschland dieses Mal mit dem blauen Auge davon gekommen ist, nur zwei seiner Achtzigmillionen Einwohner sind verletzt – Gott sei Dank! Weniger nervenaufreibend ist zum Schluss der Auftritt von Diplom-Meteorologe Uwe Wesp, der mir mit schelmischen, aber sachlichen Worten das Wetter von morgen erklärt.

Um Punkt acht stehe ich drüben vor der Tür. Frau Rose hat schon den Schachtisch aus der Ecke herausgeholt, zwei Stühle stehen daneben und die Figuren ungeordnet oben drauf. Es sind schöne gedrechselte Holzfiguren im klassischen Stil, zum Spielen geeignet und nicht nur zum Anschauen wie bei manchen aufwendigen Schnitzereien, bei denen die Leichtfiguren kaum voneinander zu unterscheiden sind. Auf dem Sekretär brennt wieder eine Kerze, es ist warm und duftet nach Tee.

Bei der Frage, was ich gerne trinken möchte, entscheide ich mich für ein Bier. Wir lösen die Farbe aus, stellen unsere jeweiligen Figuren in Startposition, und ich darf mit Weiß beginnen. Mir fällt nichts Spektakuläres ein und so ziehe ich den Königsbauern zwei Felder vor. Ihr ungewöhnlicher Gegenzug bestärkt mich in meiner Einschätzung, dass die Gegenwehr gering sein wird und das Bier beim Schach daher völlig in Ordnung geht.

Nach einer halben Stunde fühle ich mich nicht mehr so wohl in meiner Stellung. Ich bin ziemlich eingemauert und kann fast nur noch schlechte Züge machen. Da habe ich wohl nicht aufgepasst. Ich will nicht gegen eine doppelt so alte Frau verlieren und suche angestrengt nach dem genialen Zug. Mein Bier wird warm vom Stehen und Denken, aber der geniale Zug will nicht kommen. Nach einiger Zeit ist nichts mehr zu retten, und ich werfe den König ärgerlich um. Das lasse ich ungern auf mir sitzen! Ich will die Figuren gerade wieder aufstellen, da gibt Frau Rose mir zu verstehen, dass sie kein weiteres Spiel mehr möchte, eins pro Abend würde ihr reichen. Aber wir könnten gerne am nächsten Donnerstag die Revanche spielen. Wir plaudern noch ein wenig über Schach, das Haus und die Gegend hier, dann wünsche ich eine gute Nacht und gehe zurück in meine Wohnung.

Am nächsten Donnerstag ergeht es mir nicht viel besser. Ich spiele mit Schwarz und möchte diesen kleinen Nachteil mit hoher Konzentration und alkoholfreien Getränken wettmachen. Es nützt nichts. Nach gut einer Stunde steht mein König im Endspiel einer Übermacht von einem Turm und einem Bauern gegenüber und wirft sich wieder ergeben zu Boden. Langsam beschleicht mich der Verdacht, dass meine schlitzohrige Nachbarin mich an der Nase herumführt, gar nicht so laienhaft spielt, wie sie vorgibt, und ich ihr in meiner Selbstgefälligkeit tüchtig auf den Leim gegangen bin.

Wir haben beide nichts anderes mehr an diesem Abend vor und so geraten wir wieder ins Diskutieren. Frau Rose ist besorgt über den Zustand der Schulen, ihre Stimme wird schärfer, ihre Wortwahl noch pointierter, als sie die Schlüsselrolle des Bildungssystems in der Gesellschaft beschreibt. Bald sind wir schon bei der demographischen Entwicklung, der Rente und den Haushaltskosten. Hier schließt sich der Kreis, als ich stolz berichte, dass ich mir vor einigen Tagen eine eigene Bratpfanne zugelegt habe.

„Seit wann leben Sie denn wieder alleine?“

Wie bitte? Die Frage überrumpelt mich völlig. Ich überlege angestrengt, ob ich antworten oder ausweichen soll. Frau Rose errät offenbar meine Zwickmühle.

„Ich habe bemerkt, dass Sie anfangs noch einen Ehering am Finger trugen, und mit ein paar anderen Kleinigkeiten, die ich mittlerweile über Sie weiß, liegt der Rest auf der Hand. Entschuldigen Sie meine Neugier, Sie brauchen natürlich nicht darauf zu antworten.“

Sie blinzelt über ihre Goldrandbrille. Für kurze Zeit bin ich unentschlossen, ich kenne sie ja kaum. Aber der Druck im Kessel ist zu groß, und so bin ich rasch wieder in meiner Geschichte gefangen. Ich

erzähle, was mir in den letzten Monaten passiert ist, zweifle daran, dass Karos Entscheidung reiflich überlegt war und die Trennung Wirklichkeit ist. Es tut mir gut, das Unglück auszusprechen, mit dem vertrauten Namen umzugehen und beim Durchleuchten der letzten Monate eventuell doch auf eine Unstimmigkeit zu stoßen. Vielleicht finden sich sogar Verbündete, die mich darin bestärken, dass die Notlage aus einem bestimmten Aspekt heraus nicht mehr lange andauern kann, dass alles im Grunde ein Irrtum ist. Zumindest vermittelt ein anteilnehmender Zuhörer das Gefühl, dass er einen kleinen Teil der Last mit trägt.

Und tatsächlich verschafft der seelische Aderlass mir Erleichterung. Erneut habe ich mich davon überzeugen können, dass alles gar nicht sein kann, wir waren doch ein perfektes Paar.

„Hat Ihre Frau das auch so gesehen?“, will Frau Rose wissen.

„Ich denke schon.“

„Und woher wissen Sie das?“

Da muss ich einen Moment nachdenken.

„Sie hat nie etwas anderes gesagt.“

Auch das Treffen mit Karo vor einigen Tagen ist noch nicht verdaut, und ich ereifere mich erneut über ihr Verhalten, ärgere mich über den hingeschmierten Zettel und suche letztlich Unterstützung in dem Vorhaben, in einem Brief an Karo ordentlich auf den Busch zu klopfen.

„Was wollen Sie denn damit erreichen?“

Diese Frage lässt mich innehalten.

„Meine Frau soll endlich zu sich kommen und mich außerdem nicht so schäbig behandeln, schließlich sind wir ja noch verheiratet“,

sage ich ohne Nachdenken, denn diese Worte liegen schon lange auf Vorrat.

„Und wird denn ein zorniger Brief Ihre Frau davon überzeugen können, dass sie im Unrecht ist?“

Ich fühle die Wand an meinem Rücken. Je länger ich mir ausmale, was wohl passiert, wenn Karo einen harschen, vorwurfsvollen Brief von mir liest, desto mehr wächst die Überzeugung, dass sie sich in ihrem Entschluss bestätigt finden würde, ja vielmehr bestätigt finden muss. Aber mit Liebeserklärungen komme ich doch auch nicht weiter! Ich zucke resigniert mit den Schultern.

Frau Rose hakt nach:

„Vielleicht ist Ihre Frau längst zu sich gekommen und hat daraufhin ihr Leben geändert? Oder was glauben Sie geschieht, wenn sie bei sich angekommen ist?“

Ich muss nicht lange überlegen.

„Dann wird sie zu mir zurückkommen!“

Der Satz klingt noch eine Zeit in der Luft, Roses Miene ist nachdenklich geworden.

„Ich kann mir vorstellen, dass Sie Ihre Frau nicht ausreichend ernst nehmen in dem, was sie für sich entschieden hat“, sagt sie gedehnt, „glauben Sie tatsächlich, dass sie eine heile Welt für ein bisschen Abenteuer aufgibt?“

Ich wiege den Kopf und bin nicht bereit, so schnell das Glanzbild meiner Ehe einzutrüben.

„Sie hat sich eben verliebt, das kommt vor“, gebe ich zu bedenken.

„Das könnte natürlich sein“, stimmt sie zu, „nur leben Sie beide mittlerweile schon in getrennten Wohnungen. Kann es da nicht auch

sein, dass sie jetzt schon in einem ganz anderen Film ist, in dem Sie keine Rolle mehr spielen, zumindest keine Hauptrolle?“

Dieser Gedanke erwischt mich wie eine eisige Hand im Nacken, ich schüttele ihn sofort energisch ab, will kein Statist sein, für den der Star im neuen Film unerreichbar ist. Frau Rose bemerkt offenbar meine Zweifel.

„Es kommt auch noch hinzu, dass Ihre Frau es sich in ihrer Situation doch überhaupt nicht leisten kann, mit Ihnen einen vertraulichen Abend in einem Lokal zu verbringen und sich damit Ihre Angelegenheiten und Nöte zu eigen zu machen. Zurückschauen und Zweifel erschweren nur die Last, die ein neuer Weg mit sich bringt.“

Das ist eine Menge Unverdauliches auf einmal. Nach einer Weile bricht es aus mir heraus.

„Aber was soll ich denn tun? Ich kann doch nicht einfach akzeptieren, dass mir irgendein Dahergelaufener meine Frau wegschnappt! Es muss doch eine Möglichkeit geben, um Karo zu kämpfen!“

Die Frau, die ich erst seit Kurzem kenne, schüttelt leicht den Kopf.

„Sie stehen doch allein in der Arena“, sagt sie nur, und nach einer kleinen Weile fährt sie fort: „Stellen Sie sich einmal vor, Sie könnten plötzlich nur noch Chinesisch sprechen. Was Sie auch sagen oder ausdrücken möchten, Ihre Frau wird Sie nicht verstehen, weil sie kein Chinesisch kann und sich auch keine Mühe gibt. Die Rosen, die Sie ihr jetzt schenken, sprechen Chinesisch.“

Ich finde auf die Schnelle nichts, womit ich dagegenhalten könnte. Verzweiflung steigt in mir auf und lässt meine Augen feucht werden.

„Ich würde alles tun, um Karo zurückzuholen“, sage ich mit großer Ernsthaftigkeit.

Es ist lange still. Ich kann nichts Zusammenhängendes denken, die Fetzen fliegen an meinem geistigen Auge vorbei. Frau Roses Stimme hat einen versöhnlichen Ton bekommen.

„Ich glaube, dass es zurzeit nichts gibt, was Sie tun können, um Ihre Frau zurückzuholen. Sie ist vermutlich wild entschlossen, ein anderes Leben zu führen, und sie wird es versuchen. Sie ist unempfänglich für Argumente, Überlegungen oder Perspektiven, denn die Entscheidung ist ja nicht nur im Kopf gefallen.“

Plötzlich fühle ich mich wie ein Schüler.

„Aber seien Sie deswegen auf keinen Fall untätig“, fährt sie nach kurzer Pause fort, „nutzen Sie diese intensive Zeit für sich selbst, rasieren Sie sich auch von innen, das ist das Beste, was Sie auf längere Sicht für ein gutes Verhältnis zu Ihrer Frau tun können.“

Das war zu viel, ich will jetzt sofort allein sein. Wir schweigen noch eine kurze Zeit, dann stehe ich auf, bedanke mich für den Abend und stürme ins Treppenhaus. Schlafengehen ist jetzt unmöglich. Ich hole meine Jacke aus der Wohnung, setze mich auf mein Rad und fliehe in die Nacht hinaus. Was ist, wenn diese Frau wirklich Recht hat? Das kann nicht sein, und überhaupt: Woher will sie das eigentlich wissen? Sie kennt uns doch gar nicht! Genau – das wird es sein: Sie ist anmaßend, will sich wichtig machen! Aber wäre sie dann so selbstsicher gewesen, so überzeugend? Habe ich wirklich keine Chance mehr?

Inzwischen hat es angefangen zu regnen, ein kräftiger gleichmäßiger Landregen. Obwohl wir Oktober haben, ist der Regen nicht kalt, und so lasse ich mich durch ihn nicht stören. Ich fahre und denke und höre nicht auf. Die schweren Tropfen klatschen in die Pfützen und schlagen dort Blasen, die sich wie dicke Käfer auf der Wasseroberflä-

che tummeln – angeblich ein Zeichen, dass der Regen noch lange anhalten wird.

Es ist weit nach Mitternacht, als ein Obdachloser vor mir auf dem schmalen Uferweg im Regen auftaucht. Er trägt in der einen Hand eine pralle Plastiktüte und in der anderen seinen völlig durchnässten Schlafsack. Der Regen tropft ihm von seiner Hutkrempe auf den verschlissenen Mantel und seine Schuhe quietschen beim Gehen. Vermutlich will er zu einer der Brücken. Ich klingele hinter ihm, aber er schlurft einfach unbeirrt und teilnahmslos weiter.

„Hey“, schimpfe ich, als ich mich mit dem Fahrrad an ihm vorbei zwänge, „lebst du noch?“

„Ach Junge“, höre ich ihn krächzen, „was weißt du schon.“

Seit fast zwanzig Minuten warte ich bereits vor einem Standesamt in der Provinz. Die Rathausuhr hat gerade erst halb zehn geschlagen, und der kleinstädtische Platz vor dem Rathaus belebt sich nur zögernd. Ein Schwarm Spatzen hüpfte auf dem Kopfsteinpflaster umher und versucht, Krümel und andere Essensreste aus den Ritzen zwischen den Steinen zu picken. Zum Glück strengt sich die Sonne an diesem schönen Novembertag ordentlich an, um mich ein bisschen von der frischen Anfahrt hierher zu wärmen. Von Brautpaar oder Hochzeitsgesellschaft keine Spur. Hoffentlich bin ich überhaupt richtig. Ich prüfe die Adresse ein weiteres Mal und frage sicherheitshalber noch einen Passanten: Ja, das ist das einzige Standesamt hier. Auch die Öffnungszeiten im Schaukasten versichern, dass heute nicht geschlossen ist. Vielleicht habe ich mich im Termin getäuscht? Die ausgedruckte E-Mail im Handschuhfach bestätigt jedoch Datum und Uhrzeit – also warten.

Ich hätte dieses Geschäft doch ablehnen sollen, es war von Anfang an faul. Noch nie zuvor war jemand bei der Bestellung eines Hochzeitsautos derart knickrig gewesen, die anfängliche Preisvorstellung hätte kaum für die An- und Abfahrt gereicht. Nach zähem Hin und Her am Telefon hatte der Hausfreund ein Sonderangebot herausgehandelt, mit dem ich gerade noch so leben konnte, das aber dem Brautpaar einen straffen Zeitplan zumutete. Meine Frage, ob ein Blumengesteck geplant sei, wurde kategorisch abgewiesen: das wäre überflüssig und würde ja auch wieder nur Geld kosten.

„Oder ist das im Preis mit drin?“

Da habe ich dem Freund des Hauses ins telefonische Gesicht gelacht: Nein, ich wolle ja nicht drauflegen.

Heute musste ich dann ziemlich früh aufstehen, um pünktlich hier zu sein. In den letzten Tagen hatte es kräftig geregnet, aber heute Morgen war der Himmel wolkenlos. Als ich die Stadt verließ und auf der Landstraße dahinrollte, ging gerade die Sonne auf und machte sich daran, die enorme Feuchtigkeit zu vertreiben. Die Wiesen und Wälder atmeten ruhig gewaltige Dunstschwaden aus, in denen vereinzelt stehende Bäume zu gespenstischen Märchengestalten verschwammen. Die flachen Sonnenstrahlen ließen die nassen Blätter in unzähligen Herbstfarben leuchten, und die würzige Luft drang zu mir herein und ließ mich anhalten. Am liebsten hätte ich den Wagen abgestellt und wäre in diese wunderbare Herbstwelt verschwunden, aber ich musste weiter und konnte daher trotz einstelliger Temperaturwerte nur das Dach aufmachen, um der Natur etwas näher zu sein. Nun ging es nur noch gemächlich voran. Zum Glück lag ich gut in der Zeit, und so rollte ich dahin und ließ die stille Herbstwelt auf mich wirken. An einer Streuobstwiese strich ein süßlicher kalter Geruch von vergorenem Obst an mir vorbei, intensiver kann Herbst nicht sein. Wenn ich das vorher gewusst hätte, wäre ich heute sicher nicht Autofahrer, sondern Wandervogel gewesen.

Wie es wohl dem Igel aus Karos Nachbarschaft geht? Hoffentlich hat er einen guten Platz für den Winter gefunden.

Es ist dieser Winter, in dem Karo und ich das erste Mal über die Feiertage zum Ski fahren gehen wollten. Alles war so perfekt geplant, endlich hatte ich einmal daran gedacht, rechtzeitig zu buchen, hatte herumtelefoniert, als der letzte Schnee im Frühjahr noch nicht weggetaut war. Ich habe es immer geliebt, hinter ihr her zu fahren, die

Bommeln ihrer Skimütze vor mir flattern zu sehen und ihre herrlich sauberen Schwünge zu beobachten. Sie fuhr auch bei schwierigen Verhältnissen immer noch leicht und mit großer Selbstverständlichkeit.

Karo konnte viele Sachen einfach gut und wurde dafür von anderen Frauen bewundert. Ihre Fotografien zierten im Großformat unsere Wohnung, sie spielte gerissen Skat und hatte nebenbei Italienisch gelernt. Sie genoss diese Anerkennung, tat sich jedoch schwer damit, wenn andere in ihre Domänen einbrachen.

Einmal lernten wir passionierte Surfer im Sommerurlaub am IJsselmeer kennen. Das Paar war uns gleich am ersten Tag aufgefallen, wie sie direkt aus dem Wasser starteten und gekonnt über die hohen Wellen flitzten. Am Abend stellte sich dann heraus, dass das freakige Wohnmobil mit den vielen Brettern und Segeln auf dem Zeltplatz neben uns ihnen gehörte. Wir hatten gleich ein gemeinsames Thema, entkorkten eine Flasche Rotwein und redeten bis tief in die Nacht. An den darauf folgenden Tagen ging Karo nicht mit uns raus, entweder war der Wind zu schwach oder zu stark, oder sie hatte eben keine Lust zum Surfen, obwohl sie sich riesig auf den Urlaub gefreut hatte. Am Grillfeuer hatte sie ordentlich mit den beiden mitgehalten, aber ich sah den Zweifel in den Augen der anderen, als sie unsere beiden vergleichsweise großen Bretter taxierten. Warum konnte sie nicht einfach hinnehmen, dass eine Frau aus Itzehoe besser war?

Karo würde sich viel Anspannung und Unannehmlichkeit ersparen, wenn sie ehrlicher zu sich sein könnte. Mehrmals hatte sie tagelang schlechte Laune, weil ein anderer Kollege ein interessantes oder renommiertes Projekt bekam, das sie für sich reklamiert hatte. Für sie waren es immer Kungelei, Vorurteile Frauen gegenüber oder andere

persönliche Motive, die die Entscheidung der Chefs bestimmte. Ich habe mich nicht getraut, ihr zu sagen, dass andere wahrscheinlich die innovativeren Ideen hatten oder einfach erfahrener waren, ohne dass sie deswegen eine schlechte Architektin sein musste. Sie hätte es nicht eingesehen, die Wirklichkeit hatte ihrem Selbstbild zu folgen und wurde notfalls etwas zurechtgebogen. Vielleicht musste sie auch erst diesen Franz kennenlernen, um sich eingestehen zu können, dass sie nicht mehr glücklich ist.

Ob wirklich heute hier eine Hochzeit stattfindet, weiß ich bisher immer noch nicht. Da sich nach einer geraumen Weile immer noch nichts rührt, fahre ich den Wagen demonstrativ vor die Tür, schließe ihn ab und gehe los, um eine Zeitung zu kaufen.

Als ich einige Minuten später wieder zurück bin, steht ein kleines Grüppchen von höchstens zehn festlich gekleideten Leuten um das Auto herum. Ich bin erleichtert, dann wird wohl doch kein feixender Kurt Felix hinter irgendeiner Ecke stehen und mit seiner versteckten Kamera einen verdatterten Hochzeitschauffeur filmen, den er mit einem fingierten Anruf hierher gelockt hat und jetzt der Lächerlichkeit preisgeben möchte.

Als ich die Autotür aufschließe, kommt gleich ein kleiner Mann von ungefähr vierzig Jahren mit schlecht sitzendem Anzug und großen Koteletten auf mich zu und stellt sich als mein Auftraggeber vor. Auf ihn hätte ich auch getippt, seine Sparsamkeit scheint ganzheitlich zu sein und auch vor der Kleidung nicht halt zu machen. Ich möge noch einen Moment warten, eröffnet er mir. Gut, ich stelle mich etwas abseits in die wärmenden Sonnenstrahlen und beobachte das Geschehen.

Mittlerweile ist mir auch klar, dass diese Gesellschaft nicht auf das Brautpaar wartet, sondern dass dies die gesamte Hochzeitsgesellschaft

samt Brautpaar ist. Die Braut ist eine opulente Frau mit einer hochtoupierten Frisur und einem groben Gesicht, das unter einer dicken Schicht Schminke wie eine Maske aussieht und so gar nicht zu dem Hals und dem viel zu tiefen Dekolleté darunter passen will. Wohlwollend schätze ich sie auf Mitte vierzig und maße mir an, den Schnitt und die Farbe des rötlichen Kleides eher bei einer Dreißigjährigen zu sehen. Der Bräutigam mag Ende dreißig sein und hat etwas von dem Gitarristen einer Hardrockband: seine vorne kurz geschnittenen Haare sind hinten dafür um so länger, beide Ohren sind mit mehreren Ringen verziert, und auf der rechten Hand welkt ein Tattoo vor sich hin, ein Schwert, das irgendwo hineinsticht, ein Symbol für alles und nichts. Sicher würde er sich in einem Lederkombi wohler als im Anzug fühlen, aber am Hochzeitstag schimmert die Bürgerseele eben auch bei einem Rocker durch. Dass er das alles hier ganz locker sieht, merkt man gleich, denn ein paar Minuten nach seiner Trauung steckt er schon wieder mitten in einem Wettbewerb mit zwei seiner Kumpels, die ihm offenbar weismachen wollen, dass ihre Digitalkameras mehr Megapixel und größere Speicherkarten als seine haben. Das lässt er nicht auf sich sitzen. Es werden Testbilder geknipst und die Ergebnisse ausgiebig diskutiert.

Die Braut ist währenddessen bemüht, das betretene Herumstehen durch emsige Betriebsamkeit atmosphärisch aufzufrischen. Sie beteuert fortwährend, wie toll alles sei, wie aufregend und gelungen, und die Zeremonie selbst wäre auch so rührend gewesen. Und weil nur quirlige Fröhlichkeit zu ihrem allerschönsten Tag passt, pfeift sie einige Takte eines lustigen Liedchens, sobald das Gespräch ins Stocken gerät. Ich werde langsam ungnädig und trete von einem Bein aufs andere, kriege einen Hustenreiz und bin froh, als ich etwas zu tun be-

komme. Nachdem das Auto fotogen geparkt ist, erzeugen die wenigen Leute ein Blitzlichtgewitter wie auf der Berlinale, elektrische Fotos kosten ja nichts.

Inzwischen kommt der Hausfreund auf mich zu, um mit mir den weiteren Verlauf zu besprechen. Ich solle das Paar im Anschluss nach Hause fahren, danach wäre mein Einsatz zu Ende. Da ich mich nicht auskenne, darf das Brautpaar die Route bestimmen.

„Ist Ihnen bewusst, dass wir den vereinbarten Zeitrahmen schon fast ausgeschöpft haben?“, frage ich lauernd.

Kommando zurück, nun dürfen die beiden nur eine zehnminütige Route bestimmen.

Plötzlich ist Aufbruchstimmung, und die Brautleute steigen ein. Die anderen holen ihre Autos aus einer Seitenstraße und wollen hinterherfahren. Als Erstes kommt ein gelber Toyota mit meinem Herrn Sowieso rückwärts hervorgeschossen. Endlich begreife ich, warum er so sparsam sein muss. Seine Zitrone hat alles, was der Zubehörhandel an teurem überflüssigem Schnickschnack bereithält: breite Alu-Räder, Spoiler und ein monströses Auspuffrohr. Als wir gemeinsam um die erste Ecke biegen, erfahre ich, dass er auch in eine Luxushupe investiert hat, sie übertrötet alles, was hinter ihm noch so gehupt wird.

Die Braut quasselt indessen ohne Unterlass. Seit sie vor der Trauung ihr Handy ausgeschaltet hat, ist viel passiert. Ihre ganzen Freunde, die dummerweise heute verhindert waren, haben alle eine SMS geschickt. Wie rührend. Er ist auch total angetan von deren Aufmerksamkeit und kann keinen Satz zu ihr sagen, der nicht mit Schatzi anfängt oder aufhört. Ich komme kaum dazu, die beiden nach ihrer Wunschroute zu fragen.

Oh, sie möchte unbedingt bei ihrer Arbeitsstelle vorbei, die werden Augen machen! Das Geschäft ist im Nachbarort, aber mir ist es zu blöd, vorher nach der Fahrzeit zu fragen und Minuten zu addieren und so fahre ich einfach los.

„Da schaut mal, wie die geguckt haben!“

Alle Leute, die am Straßenrand winken, werden registriert. Das ist die Funktion, die ein Oldtimer-Cabriolet in dieser Spoilerwelt hat, es hilft dabei, einen festlichen Rahmen zu geben, Romantik zu erzeugen und eine glamouröse Show zu inszenieren. So möchte die Braut gerne im Schleier durch ihren Laden schwadronieren und die Glückwünsche der Kollegen persönlich abholen. Zum Glück hat der Gatte ein Einsehen, dass die Hochzeit eigentlich nicht zu den Gästen kommt, und so fahren wir nur hupend am Haus vorbei und nehmen an, dass alle winkend am Fenster gestanden und sich verstohlen die Freudentränen in die Ärmel gewischt haben.

Zurück am Haus des Brautpaares verabschieden beide sich unspektakulär und verschwinden mit ihren Gästen in der Wohnung. Jetzt ist Zahltag, und ich bin gespannt, wie mein Auftraggeber auf meine Nachforderungen reagieren wird, denn die Wünsche der Braut haben das Zeitkontingent überstrapaziert. Erwartungsgemäß lässt er meinen Einwand nicht gelten, dass ich doch keinen rechten Grund hätte anführen können, der Braut ihren Wunsch abzuschlagen. Es bleibt dabei, die große Runde läge in meiner Verantwortung, und er würde nicht mehr als die vereinbarten zweieinhalb Stunden bezahlen. Ich brauche jetzt keine weitere Diskussion mit ihm und lenke ein:

„Ist in Ordnung, ich möchte mich ja nicht auf Kosten armer Leute bereichern.“

Als ich auf dem Nachhauseweg über die Schemenhaftigkeit dieser Hochzeit nachsinne, steuert plötzlich auch das Autoradio einen Beitrag zu dem Thema bei: Angeblich hat eine Umfrage herausgefunden, dass mittlerweile die Mehrheit der Bundesbürger eher ihren Lebenspartner als ihren Job aufgeben würde. Sicher eine interessante Erkenntnis, aber wie oft ist man, bitte schön, schon in der Situation, sich zwischen seinem Lebenspartner und seinem Job entscheiden zu müssen? Ich würde auch zu gerne wissen, wie diese Umfrage durchgeführt wurde. Wie kommt man gezielt an frisch Verlassene wie mich, damit die Umfrage auch repräsentativ ist? Vielleicht wurde die Umfrage vor den Arbeitsämtern gemacht:

*Möchten Sie lieber einen neuen Job als Testfahrer bei BMW oder Ihre Olle behalten müssen?*

Wie schön wäre es, wenn ich mich entscheiden könnte! Nur wird mich niemand fragen, kein geheimnisvoller Wichtel wird an mein Fenster klopfen und mich vor die Wahl stellen. Ich werde nicht einfach tauschen können und es alleine schaffen müssen, mit Job und ohne Wichtel.

Als ich die Treppe hochkomme, lehnt ein riesiges Paket außen an meiner Wohnungstür. Es ist fast so hoch wie die Tür und sieht wie eine Röhre aus oder die Verpackung für einen Sonnenschirm. *Luc Weinbrand* steht als Adressat auf dem Aufkleber, aber mit meiner alten Adresse am Kopernikusplatz. Ich habe keine Ahnung, was da drin sein könnte. Schwer ist es nicht, und so nehme ich das seltsame Paket erstmal hochkant mit hinein.

Das Wochenende ist nicht länger ein Feind.

Ich trinke noch genüsslich einen Schluck Kaffee und lege meine Morgenzeitung beiseite. Der Wind wirbelt draußen die letzten Blätter von den Bäumen, die der Nachtfrost mürbe gemacht hat. Auf dem Weg zum Bäcker bin ich richtig durchgefroren und kam mit eisigen Fingern wieder hier an. Wenn ich nur wüsste, wo meine warmen Handschuhe geblieben sind. Womöglich sind sie beim Umzug in die verkehrte Kiste geraten und halten jetzt aushilfsweise einem anderen Fahrradfahrer die Hände schön warm, der sich so gute Handschuhe nicht leisten mag. Ich bin froh, denn ich habe in den letzten Wochen gelernt, mir diese früher so furchtbare Zeit von Freitagabend bis Sonntagnacht zum Verbündeten zu machen. Ich hatte die Nase voll davon, mich krampfhaft um Verabredungen zu bemühen, um mich bloß nicht selbst allein in meiner Wohnung zu erwischen.

Dabei bin ich im Grunde jemand, der gerne einmal für sich ist, nur war mir diese Haltung gänzlich abhanden gekommen. Wie das Zipperlein beim Wetterumschwung begannen aber am Samstagabend die Wunden zu schmerzen, die mir die jüngste Vergangenheit zugefügt hatte, und die beste Medizin war, irgendeine Verabredung als Morphiumpflaster darüber zu kleben. Verabredungen dieser Art sind wie der dritte Aufguss eines Lieblingsfilms, man weiß schon vorher, dass man hinterher enttäuscht sein wird, geht aber trotzdem in der vagen Hoffnung hin, dieses Mal könnte es anders sein.

So ähnlich ging es mir nach einem Abend mit irgendwelchen Bekannten, mit denen es kaum Gemeinsamkeiten gab außer der, den geselligen Teil des Wochenendes nicht alleine verbringen zu wollen.

Fachsimeleien über Klingeltöne für Handys, beheizbare Scheibenwaschdüsen am Auto oder unfehlbare Börsenstrategien waren wenig prickelnd und zäh, und wenn dann der Faden ganz abgerissen war, habe ich meine Entscheidung für diese Selbsthilfegruppe innerlich verflucht, während ich im Kopf angestrengt nach einem möglichen Anschluss Thema gesucht habe. Gemeinsames Schweigen funktioniert eben nur unter Freunden.

Die Zeit mit solchen Freunden zu verbringen wäre natürlich viel befriedigender, leider wohnt keiner von ihnen am Ort oder in der Nähe. Langsam war mir ein Licht aufgegangen, dass es fahrlässig gewesen war, mich in den letzten Jahren nicht um intensivere Beziehungen außerhalb unserer kleinen Zwei-Personen-Welt bemüht zu haben. Wie schön wäre es gewesen, wenn mich jetzt hier ein stabiler Freundeskreis hätte auffangen können, der einzige Weg aber, solche Freunde zu haben, ist selbst einer zu sein. Das ist manchmal anstrengend. Das Zusammenleben mit Karo war dagegen wie eine breite Flaniermeile, auf der wir mühelos durch die Tage bummeln konnten.

An einigen Wochenenden bin ich herumvagabundiert und habe Kontakte zu alten Weggefährten aufgewärmt. Natürlich hatte mich auch mein Bruder eingeladen, so oft ich mochte zu ihm zu kommen. Das war mit Sicherheit ernst gemeint, nur bürden solche Besuche den Gastgebern auf, ihren Rhythmus meinen Bedürfnissen anzupassen und sich selbst in den Hintergrund zu stellen. Dieses Durcheinander im gewohnten Ablauf wird als Ausnahme gerne in Kauf genommen, der Regelfall aber verläuft wie die wohlwollende Aufnahme eines Pflegehündchens, dessen nasses Fell und schmutzige Pfoten die anfängliche Putzigkeit bald zum Verblässen bringen.

Zu meinen Eltern konnte ich natürlich fahren so oft ich wollte, ohne jemals das Gefühl zu haben, ungelegen zu kommen. Das ist das Privileg von Kindern und macht Eltern einzigartig. Eltern gehören aber leider immer einer anderen Generation an, die andere Antworten gibt und vielfach andere Rezepte für Lebenskrisen bereithält. Was helfen mir die Ratschläge meiner Mutter, nicht zuviel an Karo zu denken und stattdessen ausreichend zu schlafen und zu essen, was soll ich mit dem Hinweis meines stets pflichtbewussten Vaters anfangen, bloß nicht meine Arbeit zu vernachlässigen, es würde sich schon wieder alles einrenken. Darüber hinaus holt mich mein Unglück dort schneller und massiver ein. Jahrelang bin ich nur zusammen mit Karo zu meinen Eltern gefahren, sie ist präsent, auch wenn sie nicht da ist. Ich sehe sie in der Küche beim Kartoffelschälen mit meiner Mutter, beim Lümmeln im Ohrensessel mit einem Bein über der Armlehne und einem Buch in der Hand, ich sehe sie auf dem Mauervorsprung im Garten in der Sonne dösen und ich spüre den freien Platz neben mir in meinem Jugendzimmerbett, das mir als Schüler eher schmal erschienen war. Die Besuche bei meinen Eltern hatten von Anfang an immer etwas Familiäres, bestärkten die Ernsthaftigkeit unserer Beziehung und schafften Zusammengehörigkeit im größeren Rahmen. Meine Eltern sind eben zu nah dran und gleichzeitig zu weit weg, keine guten Voraussetzungen für ein prima Wochenende.

Das kriege ich inzwischen ohne andere hin. Ich drehe der Weekendphobie eine lange Nase und den Spieß einfach um. Mein Wochenende gehört jetzt mir, mir ganz alleine. Ich plane es akribisch, stopfe es voller Highlights und versuche, es mir richtig gut gehen zu lassen. Ich stehe früh auf und laufe eine Runde durch den Wald. Nach dem Duschen gibt es ein fürstliches Frühstück mit dampfendem Kaf-

fee, frischen Brötchen, Croissants und mindestens einer Zeitung. Mittlerweile vermag ich auch wieder ein Buch zu lesen, kann in eine andere als meine eigene Geschichte eintauchen. Das Programm für die zweite Tageshälfte habe ich mir zuvor rechtzeitig aus den Veranstaltungskalendern von Zeitung oder Internet zusammengestellt, manchmal bringe ich auch noch eine halbe Stunde Mittagsschlaf unter. Nur keine Zeit für quälende Runden im Gedankenkreisverkehr lassen. Wenn sich für abends nichts Aufregendes ergeben hat, dann hole ich mir einen meiner Lieblingsfilme aus der Videothek und freue mich auf einen spannenden Abend bei Pizza, Chips und Bier. Neulich habe ich mich sogar getraut, alleine ins Kino zu gehen. Niemand hat mich schräg angesehen, niemand hat mir zu verstehen gegeben, dass er mich durchschaut hat und weiß, dass ich alleine in den Film gehe, weil ich niemanden habe. Ich war egal und das hat mir mehr Selbstsicherheit gegeben. Mutig geworden habe ich mir vorgenommen, mich bei nächster Gelegenheit sogar zum Essen in ein Lokal auszuführen.

Jetzt nach dem Frühstück werde ich erst mal in die Stadt fahren und dort die Dinge auf mich zukommen lassen. Das ist auch eine der Disziplinen, in der ich noch besser werden kann. Welche Freude hätte ich Karo damit machen können, wenn ich in der Lage gewesen wäre, sie ab und zu mit Ruhe und Interesse auf einem Stadtbummel zu begleiten. Vielleicht war dieses Unvermögen auch einer der Sargnägel für unser gemeinsames Leben.

Im Flur stoße ich beim Anziehen der Jacke an das lange Paket, das dort seit drei Wochen an der Wand lehnt. Laut poltert es zu Boden. Es hat immer noch keinen richtigen Platz bei mir gefunden, weil ich die Fragen noch nicht beantworten konnte, die es mir stellt.

Ich richte es wieder auf und radele gemächlich in Richtung Stadtmitte. Am Rand der Einkaufsstraße schließe ich mein Rad an und schendere los. Die Fußgängerzone ist voll von Menschen, die eilig Tüten und Taschen durcheinandertragen, sodass ich Zickzack laufen muss, um vorwärtszukommen. Mein erster Weg führt mich in einen Musikladen, in dem ich mir ein paar neue Stücke anhören möchte. Ich muss auf ein freies Gerät warten, aber das macht mir heute nichts aus. Ich habe Zeit und stehe ruhig mit meinem CD-Stapel in der Hand herum, obwohl Geduld sonst nicht zu meinen Stärken gehört – heute ist der Weg mein Ziel. Ich höre alle Alben stichprobenartig durch und entscheide mich für zwei.

Wieder auf der Straße bemerke ich eine große Mensentraube vor dem Nachbargeschäft. Vier junge Männer mit osteuropäischem Aussehen haben eine Xylophon-Batterie aufgebaut und klöppeln, was das Zeug hält. Sie haben umgedrehte Baseball-Kappen oder Pudelmützen ohne Bommel auf und geben sich bewusst lässig. Natürlich muss wieder der Bolero dran glauben, aber die Vier sind wirklich gut und so gebe ich ihnen gerne einen Teil meiner Zeit. Nach dem Bolero geht es gleich mit dem nächsten Stück weiter, die Leute müssen jetzt bei der Stange gehalten werden. Die Geschwindigkeit, mit der sie sogar mit zwei Schlägeln in jeder Hand virtuos auf ihre Instrumente einhämmern, ist faszinierend, und so bleibe ich bis zur Pause stehen, lasse eine große Münze in den Hut klimpern und gehe weiter.

Die nächste Ecke ist fest in südamerikanischer Hand. Fünf Indios treten in dem kalten zugigen Arkadengang von einem Bein aufs andere und fauchen in ihre Pan-Flöten. Den Russen von vorhin schien die Kälte nicht viel auszumachen, obwohl sie mit ihren dünnen Plastikjacken für diese Witterung schlecht angezogen waren. Bei südamerika-

nischen Straßenmusikern stelle ich mir immer vor, wie sie in der heißen Sommersonne nur ihren Poncho und die Flöte eingepackt und sich optimistisch in den Flieger gesetzt haben. In Deutschland wurden sie dann von winterlichen Temperaturen überrascht, haben jetzt kein Geld für neue Kleidung und müssen beim Spielen erbärmlich frieren. Vielleicht haben sie aber auch genug Geld und ihre warmen Klamotten im Hotel gelassen, weil ohne Poncho ihre Musik nicht authentisch wirkt und niemand ihnen ihre peruanische Folklore abkaufen würde, wenn sie in Moonboots, Wintermantel und Pelzmütze vorgetragen wird. Mir tun sie jedenfalls leid, und ich warte die Pause gar nicht ab, sondern schmeiße gleich Geld in den Kasten und trolle mich auf einen Glühwein in Richtung Weihnachtsmarkt, denn mir ist durch den Anblick der schnatternden Musiker ebenfalls kalt geworden.

Auf dem Weihnachtsmarkt schieben sich die Menschen wie jedes Jahr durch die Gänge. Gleich vorne steht ein Mann mit silbrigen herzförmigen Luxus-Luftballons für fünf Euro das Stück. Unentschlossene Väter kramen missmutig in ihren Portemonnaies und wägen bei dem Wucher offenbar zwischen Nachgeben und dem nervenden Dauerquengeln ihrer Sprösslinge ab. Einige werden schwach und ziehen einen Fünf-Euro-Schein heraus. Zehn Mark für einen Luftballon, das ist ein stolzer Preis, selbst für ruhebedürftige Eltern.

Ein Glühwein kostet ungefähr sieben Mark, auch nicht gerade günstig, aber meine Lust auf etwas Heißes besiegt einmal mehr die Empörung über die festlichen Preise. Ich trinke den Pappbecher genießerisch aus und lasse mich weiter treiben.

Am Anfang einer neuen Budengasse versagt urplötzlich mein Bewegungsapparat, ich kann keinen Schritt mehr gehen. Am anderen Ende habe ich Karo in der Menge erkannt. Es ist unglaublich, mit

welcher Sicherheit ein geliebtes Gesicht sofort unter hundert anderen herausgefiltert werden kann. Sie hat mich noch nicht gesehen und kommt mir zusammen mit meinem Nachfolger entgegen. Er muss es sein, denn sie gehen eng umschlungen und tun ganz verliebt. Reflexartig verschwinde ich in einer Seitengasse. Ich muss mich an eine der Buden anlehnen, denn ich habe mit einem Mal das Gefühl, vollkommen blutleer zu sein. Verflucht, was soll ich jetzt tun? Es ist vollkommen ausgeschlossen, ihnen jetzt zu begegnen, abgeklärt ein paar Floskeln auszutauschen und dann weiter zu gehen. Ich schaffe das nicht, obwohl ich diese Situation schon oft in meiner Vorstellung durchgespielt habe. Gleich werden sie hier sein. Ich fliehe zur anderen Seite des Weihnachtsmarktes. Nur weg von hier. Der ganze Trubel ist für mich plötzlich unerträglich geworden. Ich stürme mit großen Schritten durch die Fußgängerzone. Da hinten ist mein Fahrrad. Verdammte, warum musste ich genau da einen Glühwein trinken? Jetzt hat meine Fantasie ein Bild bekommen. Vorher gab es kein Gesicht, keine Körpergröße oder Haarfarbe, nichts, woran meine Vorstellung hätte Halt finden können. Der Satz von Archimedes purzelt plötzlich aus meinem Gedächtnis:

*Gebt mir einen festen Punkt im All und einen langen Hebel und ich hebe Euch die Welt aus den Angeln.*

Einen solchen festen Punkt hat meine Fantasie jetzt erhalten und sie setzt gleich gnadenlos den Hebel an. Mir ist schwindelig, ich trete wie ein Verrückter in die Pedale, ich will alleine sein. Ein anderer Radfahrer raunzt mich an, als ich ihm die Vorfahrt nehme – egal, ich muss jetzt in meine Klause.

Dort angekommen sinke ich auf einen Stuhl. Lange sitze ich regungslos, das Kinn mit der Hand auf dem Küchentisch abgestützt,

merke ich erst später, dass ich Wetterjacke und Straßenschuhe noch an habe. Der Hydra meiner jüngsten Vergangenheit sind neue Köpfe gewachsen, und die nebeln mich mit ihrem giftigen Atem ein. Ich hatte mich doch zwischendurch schon so stark und unabhängig gefühlt! Karo, eng umschlungen mit einem anderen Mann, das Bild beherrscht mich völlig, brennt sich ein, lässt sich nicht mehr löschen. Ich habe auch gesehen, dass sie glücklich war, und dieses Glück hatte nichts mehr mit mir zu tun. Ich hasse diesen Kerl unbeschreiblich! Wie sehr habe ich dieses Lachen an ihr geliebt, jetzt gilt es ihm, er bekommt alles, was ich mir so sehnlich wünsche. Das große schwarze Loch droht erneut mich völlig aufzusaugen, ich bin wieder ganz nah dran an dem Tag, als Karo mich endgültig verlassen hat.

Es war an einem Freitag im Sommer, an dem ich etwas früher wie üblich aus dem Büro heimgekommen war. Den ganzen Tag war ich schon unruhig gewesen und hatte mich nicht auf meine Arbeit konzentrieren können, vielleicht eine Vorahnung. Vor unserem Haus fiel mir ein verschlissener Kleinwagen auf, der mit einem Rad auf dem Gehweg stand und offenbar in Eile geparkt worden war. Er war vollgestopft mit Kartons und Sachen, und mein erster Gedanke war, dass das Haus einen neuen Mitbewohner bekäme. Da erkannte ich plötzlich Karos bunte Reisetasche hinter der Autoscheibe. Ich ging näher heran; es war kein Einzug, sondern das Gegenteil: Karo zog aus. Wer Bilder und Blumentöpfe einpackt, plant keinen Besuch. Diese Erkenntnis stellte mir die Luft ab. Was konnte ich noch tun? Beklommen schlich ich die Treppe hoch. Zumindest schien sie allein in der Wohnung zu sein, denn der Beifahrersitz war auch bepackt gewesen. Mein Herz schlug mir den Hals hoch, als ich die Tür aufschloss. Sie stand im Flur und kritzelte Namen und Telefonnummern aus dem Adressbuch auf

einen Zettel. Als sie mich sah, erschrak sie etwas, dann nahm sie hastig einen Brief vom Flurschrank und steckte ihn in ihre Jackentasche. Wir standen uns eine kurze Weile stumm gegenüber.

„Gehst du?“, habe ich sie gefragt.

Sie versuchte, mich fest anzusehen, und ich merkte, wie ich mein Gleichgewicht verlor, wie ich innerlich zurückwich vor der Unnahbarkeit, die in ihrem Blick geschrieben stand.

„Luc, ich komme nicht mehr zurück.“

Ihre Augen schweiften ab, sie war unsicher und wusste wahrscheinlich selbst nicht, wie so ein Schlussstrich gezogen werden musste. Dann schnappte sie sich noch ihre Regenjacke von der Garderobe, legte mir im Vorübergehen wortlos die Hand auf die Schulter und zog die Haustür mit einem energischen Knall hinter sich ins Schloss, der keinen Zweifel an ihrem Entschluss aufkommen lassen konnte. Das Geräusch lag noch lange im Raum wie ein unangenehmer Geruch. Ich stand versteinert da wie eine Statue, unfähig, eine Bewegung zu machen oder einen Gedanken zu denken. Ich stand minutenlang, als ob bei der kleinsten Bewegung das knisternde Eis unter mir einbrechen und mich in eine kalte dunkle Zeit hinunterreißen würde, als ob nur die Bewegungslosigkeit eine Möglichkeit wäre, in meinem bisherigen Leben zu verharren.

Irgendwann war der Schockzustand vorbei. Ich gab mir einen Ruck und schaltete das Gehirn wieder ein.

„Jetzt bin ich wieder alleine“, murmelte ich ratlos, unbeholfen und fast ein wenig erstaunt vor mich hin, aber eine Ahnung der wahren Dimension der letzten Minuten Zeitgeschichte sollten mir erst in den nächsten Tagen bewusst werden. Im Moment konnte ich nur gedank-

lich an der Oberfläche des Unfassbaren kratzen. Um das wahrhaftige Ausmaß dieser Zäsur zu begreifen, mussten noch Tage vergehen.

In meiner Hilflosigkeit begann ich in der Wohnung nach Beweisen dafür zu suchen, dass die Szene von eben nicht nur in meinem Kopf existierte, sondern Realität war. Ich stahl mich in Karos Zimmer. Die beiden Fenster glotzten mich aus ihren kahlen Höhlen an, verkrustete schimmelige Ringe auf den Fensterbänken, unzählige Staubränder auf den Regalböden und weiße Vierecke an der kahlen Tapete brannten Löcher in meine Hoffnung, dass dieser Auszug kein Ende bedeuten müsse. Ich traute mich erst gar nicht, in ihren Schrank zu sehen, um mich nicht gleich der Aussicht zu berauben, sie müsse zumindest noch mal wegen bestimmter Kleidungsstücke kommen.

Beim weiteren Streifzug durch die Wohnung traf ich überall auf die Krater, die diese Trennung schon trotz der kurzen Dauer ihres Bestehens in unsere Welt gerissen hatte. In den Küchenschränken klafften überall Lücken, das Schuhregal glich dem von Käpt'n Ahab, den am meisten deprimierenden Anblick aber bot das Bad, der Ort, an dem Fremde einer Wohnung am deutlichsten anmerken, wenn eine Frau hier zuhause ist.

Männer kommen oft aus dem Staunen überhaupt nicht mehr heraus, welche Unmengen von Utensilien plötzlich Einzug in ein Badezimmer halten, wenn sie zum ersten Mal mit einer Frau zusammen in einer Wohnung leben. Auf den weiträumigen Ablagen und Mauervorsprüngen über dem Waschbecken, auf denen zuvor nur ein Rasierwasser, eine Nagelschere und ein Zahnbecher mit Tube ihr einsames Dasein gefristet hatten, geht es von einem Tag auf den anderen vor lauter Fläschchen, Döschen, Wässerchen, Pinsel und Stiften furchtbar eng zu. Mit einem Mal gibt es mehrere verschiedene Waschmittel und

sogar Weichspüler im Schrank, die ganze Vielfalt diverser Watteartikel gibt sich ein Stelldichein, und der Spiegel ist mit irgendeinem Trödel vom Kunsthandwerkermarkt dekoriert.

Anders herum ist der Effekt ähnlich radikal. Als ich mich in meinem wieder kärglich ausgestatteten Junggesellenbad umsah, erschien mir die Wohnung zum ersten Mal fremd und feindlich. Sie hatte ihre Lebendigkeit verloren, die Atmosphäre begann mich zu erdrücken und die Decke über meinem Kopf wurde schwer. Ich musste raus.

Ich weiß nicht mehr genau, wie lange ich durch die Gegend geirrt bin und was mir dabei durch den Kopf ging, es war diffuses wirres Treibgut. Auf jeden Fall habe ich noch von unterwegs meinen Bruder Harald angerufen und gefragt, ob ich zu ihm kommen könne. Er wusste gleich, dass etwas Schlimmes passiert sein musste, und hat mich nur noch eindringlich ermahnt, langsam und möglichst konzentriert zu fahren, er wäre sowieso erst am späteren Abend zu Hause. Den Autoschlüssel hatte ich dabei, und so bin ich gleich losgefahren, ohne die Wohnung nochmals zu betreten.

Am späten Abend bin ich dann völlig aufgewühlt dort angekommen. Die Kinder waren zum Glück schon im Bett, und Claudia hatte irgendetwas anderes zu tun, so hatte ich meinen Bruder ganz für mich. Er stellte gleich ohne viele Worte zwei Flaschen Bier und Knabberzeug auf den Küchentisch, setzte sich zu mir und öffnete damit die Schleuse. Ich erzählte und erklärte, argumentierte und interpretierte, ich haderte mit dem Schicksal und suchte die Lösung in einem wie auch immer gearteten Irrtum einer übergeordneten Gerechtigkeit. Der Morgen war nicht mehr weit, als wir zu Bett gingen. Trotzdem lag ich angespannt mit offenen Augen im Gästebett wie auf einem Zahnarztstuhl und starrte nach oben, ohne dass mein Blick einen festen

Punkt gehabt hätte. Mitunter beobachtete ich teilnahmslos das Schattenspiel, das die Straßenlaternen durch die wehenden Bäume an die Wand warfen. Die nahe Kirchturmuhre zählte mich im Viertelstundentakt an – ich war k.o.

Ob ich in dieser Nacht überhaupt geschlafen habe, weiß ich nicht. Ich weiß noch, dass auf der einen Seite die Zeit quälend langsam verging, in der ich mit meinem ganzen Unglück allein war, dass es aber andererseits für mich nicht den geringsten Anreiz gab, überhaupt noch einmal aufzustehen, um einen neuen Tag in dieser sinnlos gewordenen Welt zu erleben. Natürlich bin ich allein aus Höflichkeit aufgestanden, als ich zum Frühstück gerufen wurde. Der Tisch war liebevoll gedeckt, und beide haben sich rührend bemüht, mich auf andere Gedanken zu bringen, aber jedes andere Thema erschien mir überflüssig und banal, es gab keinen Raum dafür, alle meine Sinne waren für die Bewältigung meiner Lage ausgebucht.

Der folgende Abend verlief ähnlich wie der vergangene, nur dass Claudia dieses Mal mit dabei saß. Ich hatte mich mit Mühe über den Tag geschleppt, wir waren alle spazieren und anschließend in ein Café gegangen. Die Zeit verging im Schneckentempo, ich schaute dauernd auf die Uhr und errechnete die verbleibenden Stunden für mein Tagespensum in Contenance. Bis zum Abend hatten sich eine Unmenge Gedanken, Erklärungen und Perspektiven in meinem Kopf angesammelt, die ich nun endlich ungestört mitteilen wollte. Ich hatte dabei geduldige Zuhörer, aber trotz meiner miserablen Verfassung ließ Claudia sich nicht davon abhalten, meinem Bild der vollkommenen Beziehung ein paar ordentliche Kratzer beizubringen. Sie schilderte einige Begebenheiten aus den letzten Jahren, in denen ich mich ihrer Meinung nach ziemlich schofelig Karo gegenüber verhalten hatte.

„Es war nicht oft zu spüren, dass sie dir alles bedeutet“, rieb sie Salz in meine Wunden.

Dieser Satz hat mich dann bis zum nächsten Morgen begleitet. Je mehr ich darüber nachgrübelte und unsere gemeinsamen Jahre nach ähnlichen Mustern durchkämmte, desto mehr dieser Wasserleichen tauchten vor meinem geistigen Auge auf und trieben an der Oberfläche. Sekundenlang durchzuckte mich manchmal schon eine Ahnung davon, dass die händeringende Suche nach dem Grund nicht vergeblich sein würde. Die Verzweiflung wuchs mit der langsam dämmern- den Erkenntnis, dass nicht nur das Schicksal oder ein anderer Mann, sondern ich selbst einen Anteil am Scheitern unserer Ehe gehabt haben könnte.

Am frühen Sonntagnachmittag habe ich dann mit gemischten Gefühlen den Heimweg angetreten. Es war mir zu viel geworden, noch länger Gast zu sein, aber ich hatte auch Angst davor, mich allein in einer ausgeweideten Wohnung aufhalten zu müssen, deren ursprüngliche Bestimmung es gewesen war, eine gemeinsame Heimat für Karo und mich zu sein. Ich hatte keine Wahl, wohnen kann man nicht einfach ausfallen lassen.

Als ich wieder vor meiner Wohnungstür stand, machte sich mit einem Mal ein unerklärlicher Optimismus breit. Alles schien doch genau wie immer, unendlich oft schon hatte ich hier in diesem Treppenhaus auf dem braunen Garfield-Fußabtreter gestanden und den Hausschlüssel in meinen Taschen gesucht. Vielleicht bräuchte ich nur noch die Tür zu öffnen, der Spuk wäre vorbei, und ich könnte einfach wieder in mein altes Leben eintreten. Im Flur würde ich mich bemerkbar machen, Karo käme aus einer der Zimmertüren und wir würden uns wie immer mit einem Kuss begrüßen.

Ich schloss auf und öffnete langsam die Tür. Abgestandene Luft zog an mir vorbei, als müsste die Wohnung ausatmen, nachdem sie die letzten zwei Tage die Luft angehalten hatte. Ich schloss die Tür von innen und hörte in die Wohnung hinein. Es war totenstill, nur der Kühlschrank brummte leise in der Küche. Ich machte zur Sicherheit noch einen Kontrollgang, aber die amputierten Räume zeigten mir nur demonstrativ ihre Verstümmelungen, Karos Sachen waren weg, das Wunder hatte nicht stattgefunden. Jetzt gab es kein Entrinnen mehr, die Realität packte mich mit ihrer ganzen Wucht und drückte mich auf einen Stuhl. Die Hälfte meines Lebens war ausgezogen, die andere fand keinen Halt mehr und brach zusammen.

Die nächsten Tage waren entsetzlich. Ich war extrem unruhig und dabei unnatürlich wach, es gab keine Spur von Müdigkeit oder Hunger, die Maslowsche Bedürfnispyramide hatte ihre Gültigkeit für meine Person vollständig verloren. Ich war zittrig und unfähig, irgendetwas Konkretes zu tun. Ich setzte mich hin und sprang einige Sekunden später wieder auf, ich schaltete den Fernseher ein, aber es gab nichts, was mich nur ansatzweise interessiert hätte. Ich begann fiktive Briefe zu schreiben, um wenigstens irgendetwas tun zu können, aber die Sinnlosigkeit beförderte sie bald wieder in den Papierkorb. Ich führte Selbstgespräche, um die Gedanken auf eine ruhige Flugbahn zu zwingen, aber der Autopilot raste mit unbändiger Geschwindigkeit durch eine zerklüftete Landschaft aus Ängsten, Hoffnungen und Depressionen, er drehte Runde um Runde, aber fand keinen geeigneten Platz für eine Landung.

So lief ich kopflos umher, meistens in der Wohnung, mitunter auch durch die Straßen. Die Zeit hatte jegliche Bedeutung verloren. Wenn es draußen dunkel war, legte ich mich irgendwann pflichtbewusst ins

Bett, aber ich schlief nicht, weil der Organismus keinen Schlaf braucht, wenn es an den Lebensnerv geht. So stand ich eben wieder auf, um mich nach einiger Zeit wieder hinzulegen und im Liegen weiter zu leiden.

Morgens kam dann die schlimmste Zeit. Ein neuer Tag stand bevor, aber er schien nichts Lebenswertes zu haben. Die Küche empfing mich kalt und abweisend, deprimierend wie ein Sterbezimmer, in dem noch lange die Aura eines Menschen nachklingt, der nicht mehr wiederkommt. Hier hatten wir gemeinsam gegessen und über den neuen Tag gesprochen, hier war ein Mittelpunkt unseres Lebens gewesen; die totale Stille machte mich verrückt, niemals würde ich hier ohne Karo wohnen wollen.

Es dauerte fast drei Tage, bis das alles beherrschende Heulen der inneren Sirenen langsam nachließ und damit die ureigenen Bedürfnisse meines übrigen Organismus wieder eine Chance auf Beachtung erhielten. Ich hatte seit über sechzig Stunden nicht geschlafen und kaum etwas gegessen oder getrunken. Ich war bei meinem Hausarzt gewesen, hatte mir Beruhigungsmittel verordnen und mich krankschreiben lassen. Diese Medizin begann jetzt zu wirken, ich wurde endlich müde und begann, mich in das Unbegreifliche zu fügen. Ich hatte verloren und keine Ahnung, wie es weitergehen sollte.

In den folgenden Tagen ging es mit meiner seelischen und körperlichen Verfassung langsam bergauf. Natürlich verlief das nicht stetig, sondern wie bei der Achterbahn. Kleinste Begebenheiten, Erinnerungen oder vertraute Gerüche konnten mich von einer Minute auf die andere in tiefste Verzweiflung stürzen, aber ich begann auch zu lernen, mit diesen Zusammenbrüchen umzugehen. Ich trickste mich damit aus, dass ich immer eine aufwendige praktische Arbeit auf Vorrat

hielt, die ich dann augenblicklich versuchte, in Angriff zu nehmen, sobald die Unglückskrake wieder ihre Fangarme nach mir ausstreckte. Dann putzte ich akribisch die Fenster, sortierte den Besteckkasten, polierte das Auto oder nähte fehlende Knöpfe an meine Hemden. Die Tätigkeit an sich erschien mir vollkommen sinnlos, alleine die Beschäftigung aber lenkte mich ab und fing mich manchmal in meinem Absturz auf. Trotzdem verging keine Viertelstunde, in der ich nicht an Karo gedacht hätte.

In den kommenden Wochen gewöhnte ich mich zunehmend an dieses Lebensgefühl. Ich geriet noch einmal heftig ins Straucheln, als ich mit Karo zusammen unsere Wohnung auflösen musste. Es schnürte mir die Kehle zu, als ich unser Bett zerlegte und die Einzelteile auf die Mülldeponie brachte. Behalten war ausgeschlossen. Verkaufen kam auch nicht in Frage, obwohl das Bett noch nicht alt und einmal ziemlich teuer gewesen war, niemand anderes war berechtigt, darin zu schlafen. So teilten wir die Stücke unseres Zusammenseins wieder auf, und es war skurril festzustellen, dass auch nach Jahren die Dinge wieder zu ihrem ursprünglichen Besitzer zurückfanden, obwohl wir sie während unserer Zeit als gemeinsames Eigentum betrachtet hatten.

Die Queen-Schallplatte war deine, die CD von R.E.M. gehört mir, den Rechtschreib-Duden hatte ich, die Hesse-Biographie kam von dir.

Die chirurgischen Schnitte in der Küche trennen Karos Keramiktassen von meinen Kaffeebechern, ihren Rührmixer von meinem Waffeleisen und ihre Wein- von meinen Biergläsern. Selbst den alten Schuhlöffel, den Karo einmal von meinen Eltern für ihre engen Halbschuhe mitbekommen hatte, ließ sie im Flur hängen und respektierte so die tiefer liegenden Eigentumsverhältnisse, obwohl ich keine

Verwendung für ihn hatte. Nachdem der Schritt aber gegangen und ich in meiner neuen Wohnung war, fühlte ich mich zunehmend stärker, weniger angreifbar durch die vielen Nadelstiche, die jeder Tag trotzdem noch mit sich brachte.

Und jetzt dieser Rückfall. Wird es mir wie einem trockenen Alkoholiker gehen, der nach einer Schnapsralie gleich wieder ins Delirium abrutscht? Wie lange wird es dauern, bis diese Wunden verheilt sind? Ich schiele auf meinen Kalender an der Wand. Noch vier Tage, bis ich wieder nebenan zum Schach spielen gehen kann. Um das Spielen geht es mir dabei gar nicht mehr in erster Linie, die anschließenden Gespräche mit Frau Rose sind für mich inzwischen eine wichtige Hilfe geworden, um mein Leben wieder in den Griff zu bekommen. Ihre geduldige ruhige Art, ihre klugen Fragen und durchdachten Einwände sind die Hände, die sich mir entgegenstrecken, während ich mich aus dem Morast herausarbeite. Am liebsten würde ich jetzt gleich klingeln gehen, aber das traue ich mich nicht.

So verbringe ich wieder einen dieser Tage, der mir mittlerweile wie ein alter Bekannter vorkommt, wie ein unbequemer Zeitgenosse, dem man, wenn möglich, aus dem Wege geht. Auch morgen wird dieser unliebsame Bekannte sicher wieder versuchen, mir die Hochzeit fremder Leute als leuchtendes Gegenbeispiel zu meinem eigenen Scheitern zu verkaufen. Aber dieses Mal stehen seine Chancen schlecht, denn dieses Mal ist alles anders. Oder geben sich die Vorboten etwa nur so harmlos? Werden die Erlebnisse dort vielleicht besonders heftig an meinen Stützbalken rütteln und mich erneut verschütten, sodass ich Tage brauche, um wieder an die Oberfläche zu gelangen?

Am Sonntag um kurz nach halb drei finde ich mich am Haus des Hochzeitspaares ein. Es ist ein kleines Siedlerhaus am Stadtrand. Ich muss weitab parken, denn die schmale Einfahrt und die kleine Straße sind völlig zugeparkt. Ich schließe ab und laufe an den parkenden Mini-Vans und Kombis zum Haus zurück. Dabei lerne ich eine Menge über moderne Kindernamen, denn bunte Schriftzüge mit unkonventionellen Buchstaben an Heckklappen und Scheiben informieren, wer hier *on Tour* oder *on Bord* ist.

Das Häuschen selbst stammt wohl aus den dreißiger Jahren. Es ist recht quadratisch und unter das ungewöhnlich steile Dach passen noch fast zwei Stockwerke übereinander, wobei das obere sicher nur ein Spitzboden ist. Die dunkelgrün gestrichenen Fensterläden heben sich deutlich von den weißen Hauswänden ab und passen farblich perfekt zu den runden Blechdosen, die umgedreht auf jedem Pfahl des Holzzaunes stecken. In gleichem Grün sind auch die Stangen für die Wäscheleine, die wie Telegraphenmasten neben dem Plattenweg im Rasen stehen. Um das Haus herum wachsen alte Obstbäume, es gibt Gemüsebeete und hinten im Grundstück duckt sich ein kleiner Schuppen.

Ich muss einige Stufen zur Haustür hochgehen und drücke auf den runden schwarzen Klingelknopf, neben dem *H. Bergmann* in geschwungenen Lettern auf einem Messingschild steht. Alle Kinder, deren Namen ich schon von den Autos ihrer Eltern kenne, scheinen jetzt hier *on Bord* zu sein, denn nach dem Klingelton schwillt das Kreischen noch mal an, und eine ganze Horde Drei- bis Achtjähriger erscheint hinter der geriffelten Glasscheibe der Tür. Einer reißt die Tür

auf und schaut mich dann enttäuscht an. Auch die anderen können nichts mit mir anfangen und rennen einfach wieder zurück. Jetzt erscheint ein Mann etwa in meinem Alter.

„Sie sind sicher der Mann mit dem alten Mercedes?“

Ich nicke.

„Dann kommen Sie herein, wenn Sie hier überhaupt noch reinpassen.“

Wir stellen uns noch kurz vor, und dann verschwindet er wieder in der Menge von Leuten jeden Alters.

Im Flur klackt das Pendel einer alten Standuhr mit unbeirrbarer Selbstverständlichkeit vor sich hin und vermittelt den Eindruck, dass sie das Anzeigen der Zeit in den letzten fünfzig Jahren nicht viel Mühe gekostet haben kann. Auf einer kleinen Kommode entdecke ich auf einem Brokatdeckchen ein grünes Plastiktelefon mit Wählscheibe und daneben liegt ein schwarzes Notizbuch mit Registerkarten. Eine völlig überfüllte Holzgarderobe mit Hutablage bestärkt mich in der Annahme, dass hier die Großelternatmosphäre meiner Kindheit für mich aufersteht.

Eine grauhaarige Frau um die sechzig kämpft sich an die Wohnzimmertür vor und ruft laut gegen den enormen Geräuschpegel in den Raum hinein:

„Mutti, der Chauffeur ist jetzt da!“

Dann winkt sie mich heran und bittet mich in die gute Stube. Hier gibt es keinen Stilbruch zur Flureinrichtung. Ein alter Kronleuchter thront über dem Raum von der Mitte der Decke aus. Im Gegensatz zu seinen Kollegen aus den Szenekneipen ist er jedoch noch nicht durch unförmige Energiesparlampen entstellt, sondern durfte seine altertümlichen Kerzenbirnen behalten. Die Tapete hat noch grobe Muster und

bunte Ornamente, und an der langen Wand hängt ein Landschaftsbild mit dickem Goldrahmen. Ein hoher Esstisch mit geschwungenen Holzbeinen und einer dicken gemusterten Tischdecke steht vor einem ausladenden Lorient-Sofa und daneben stehen passende Sessel. An der anderen Wand gegenüber wurzelt ein Wohnzimmerschrank aus dunklem Holz mit Glasscheibe in der Mitte, blanken Schlüsseln in den Türen und einer weiteren Großvateruhr zum Aufziehen oben drauf. Es gibt bezogene Gardinenleisten, Sofakissen, Fußhocker und eine Unmenge Kinderfotos in Bilderrahmen unterschiedlichster Größe, deren Stil und Aufmachung den Schluss nahe legt, dass einige dieser Kinder hier jetzt mit grauen Haaren umherlaufen und anderen die Autos auf der Straße gehören.

„Mögen Sie ein Glas Sekt, Herr ...?“

Die grauhaarige Tochter schaut mich freundlich fragend an.

„Weinbrand“, sage ich und denke kurz über das Angebot nach. „Ja, gern“, entschieße ich mich.

Ich habe spontan Lust, mit diesen Leuten etwas zu trinken, ein bisschen dazuzugehören zu dieser lebendigen bunten Großfamilie. Bevor noch das Glas eingeschenkt ist, erhebt sich eine Omi mit schlohweißen Haaren aus einem der Sessel und kommt auf mich zu, wahrscheinlich die Gastgeberin selbst. Sie gibt mir die Hand.

„Sie sind der Herr ...?“

„Weinbrand“, stelle ich mich erneut vor.

„Vielen Dank, dass Sie gekommen sind. Sie machen meinem Mann eine große Freude. Sind Sie gut versorgt?“

Ich versichere, dass alles bestens ist und ich mich freue, sie gleich zur Kirche fahren zu dürfen. Sie nickt und wendet sich wieder den anderen Gästen zu.

Nachdem ich kurze Zeit mit meinem Sekt herumgestanden habe, spricht mich ein anderer jüngerer Mann an, vermutlich ein weiterer Enkel. Es stellt sich schnell heraus, dass wir miteinander telefoniert hatten und er in der Familie für die Projektleitung in Sachen Hochzeitsgefährt zuständig ist. Als ich auch ihm versichert habe, dass ich weder durstig noch hungrig bin, bittet er mich, jetzt mit dem Wagen vorzufahren, denn der Gottesdienst würde bald beginnen.

Ich gehe also zurück zum Wagen, wende und bleibe dann mitten auf der Straße vor dem Haus stehen. Beide Vordersitze müssen noch schnell in Position gebracht werden, um das Einsteigen nach hinten für die alten Leutchen zu erleichtern. Inzwischen sind viele der Familienmitglieder und Gäste aus dem Haus gekommen und bilden am Rand des Gartenwegs ein Spalier. Ich glaube nicht, dass das extra geplant worden war, es hat sich einfach aus dem Anlass heraus so gefügt. Dann erscheint das goldene Hochzeitspaar auf dem Treppenabsatz. Der Jubilar ist ein kleiner, eher stämmiger Mann, der noch recht rüstig wirkt, obwohl auch er schneeweiße Haare hat und sicher auf die achtzig zugeht. Er bietet seiner Frau galant den Arm an, bevor dann beide die Treppe hinuntergehen und durch den Garten auf mich zukommen. Ich stehe stramm neben meinem weißen Auto und halte die Tür auf, aber Herr Bergmann nimmt sich die Zeit und reicht mir die Hand.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Herr...?“

„Weinbrand.“

„Ah, wie die Bohne.“

Er geht einmal um das Auto herum und streicht mit der Hand über die wuchtige verchromte Kühlermaske.

„Es ist mir eine besondere Freude, wieder mal so ein Schmuckstück zu sehen, ich sage Ihnen auch gleich, warum“, sagt er dann und steigt mit leisem Ächzen zu seiner Frau in den Fond ein.

Auf dem Weg zur Kirche erfahre ich dann, dass er Kfz-Mechaniker von Beruf gewesen ist, die längste Zeit als Meister in einer Mercedes-Werkstatt gearbeitet hat und dieser Wagen einmal sein Traum war, den er oft hat warten und reparieren müssen, den er sich damals aber unter keinen Umständen hatte leisten können. Einmal hätte es einen Unfallwagen gegeben, bezahlbar, aber immer noch teuer. Er wäre fast schwach geworden, aber seine Frau hätte ihm die Flausen zum Glück ausgetrieben. Im Rückspiegel sehe ich, wie er bei der Geschichte ihren Arm drückt.

An der Kirche fahre ich direkt auf den Vorplatz und halte nicht weit vom Treppenabsatz. Als das Ehepaar die Treppenstufen zum Portal hinaufsteigt, beginnen die Glocken zu läuten. Die übrige Familie und andere Gäste kommen von den Parkplätzen und gehen direkt ins Kirchenschiff hinein. Ich schließe mein Auto ab und will schon einen Stadtbummel beginnen, als ich dann doch innehalte. Ich drehe auf dem Absatz um und steige nachdenklich die Treppenstufen hoch. Wie schaffen es manche Leute, fünfzig Jahre miteinander zu leben und trotzdem den Zugang zueinander nicht zu verlieren, mehr noch, sich offenbar nach dieser unglaublich langen Zeit mit Abnutzung und Wandel noch zu lieben? Es zieht mich zu dieser Andacht hin, um eventuell etwas mehr über dieses Geheimnis erfahren zu können.

Als Karo und ich damals in ein gemeinsames Leben aufgebrochen sind, habe ich mir insgeheim eine tiefe Verbindung jenseits von Jugend und Gesundheit ausgemalt, ohne genau zu wissen, wie wir diesen Zustand würden erreichen können. Ich weiß noch nicht einmal

genau, wie Karo darüber dachte, die Wünsche und Vorstellungen dazu blieben in uns verschnürt wie der Lenkdrache, der immer noch in seinem Riesenpaket steckt.

Ich weiß nicht, was ich damit machen soll und habe ihn mittlerweile im Keller verstaut. Auf einer Dienstreise im letzten Herbst hatte ich ihn am Himmel entdeckt, einen riesigen Lenkdrachen mit bunten Karos, und ich wusste sofort: der würde Karo gefallen. Ich hatte angehalten, mich erkundigt und am Tag darauf sofort Kontakt mit dem Händler aufgenommen. Es gäbe keine mehr, aber für die nächste Saison könne er bestimmt wieder liefern. Ich hatte etwas angezahlt und meine Adresse hinterlassen; wie konnte ich ahnen, dass die Verhältnisse mir ein Jahr später gar nicht mehr erlauben würden, Karo ohne Komplikationen ein Geschenk zu machen.

Selbst als ich das Paket geöffnet hatte und den Drachen in der Hand hielt, kam mir dieser Gedanke erst mal nicht. Ich dachte nur darüber nach, *wie* ich ihn zu ihr transportieren könnte, denn mein Auto war gerade in der Werkstatt. Ich habe ihn gleich am Sonntag quer auf meinen Gepäckträger geschnallt und mir eingeredet, dass ich in Bezug auf Breite und Geschwindigkeit einem langsamen Lastwagen gleichen und meiner Stadt für die wenigen Kilometer diesen Schwertransport wohl würde zumuten können. Mitten auf der Fahrspur und gewohnt, eine hupende Autokolonne hinter mir zu haben, ist mir dann der Gedanke gekommen, dass Karo dieses Geschenk niemals annehmen wird. Sie würde sofort eine Art Bestechung vermuten, und ich könnte diesen Verdacht auch nicht glaubwürdig ausräumen. Sie würde sich hölzern bedanken und mich mit der Röhre wieder fortschicken. Kurz vor der Goethestraße habe ich an einem Kreisverkehr gewendet und

bis zu meiner Wohnung die andere Verkehrsrichtung behindert. Vielleicht bietet Weihnachten ja eine bessere Gelegenheit?

In der Kirche herrscht eine Geräuschkulisse aus Glockenläuten, Räuspern, Kinderstimmen und knarrenden Holzbänken. Bis auf ein paar Reihen ist die Kirche voll. Ich setze mich in eine der hinteren Bänke und lasse den Blick durch den großen Raum schweifen. Er bleibt zuerst an einer weißen Riesenkerze hängen, die wie ein Leuchtturm im Altarraum steht und beruhigend vor sich hinflackert. Auf dem Altarbild darüber umschwirrt eine Unmenge pausbäckiger Posaunenengel irgendeine biblische Figur, die mit friedvoller Geste den Erdkreis zu segnen scheint. Die unzähligen rechteckigen Buntglasscheiben tauchen das Kirchenschiff in ein angenehmes Licht, die Kanzel dagegen aus dunklem Marmor schwebt massiv und drohend über der Gemeinde und lädt religiöse Eiferer dazu ein, von dort oben mit Donnerstimme das Jüngste Gericht zu verkünden.

Die große Orgel setzt ein, und nach dem Präludium dröhnt der erste Choral durch die Kirche. Im Anschluss steht der Pfarrer auf, ein grauhaariger großer Mann, der sicher kurz vor seiner Pensionierung steht. Er begrüßt das goldene Hochzeitspaar und die Gemeinde, spricht ein Gebet, und schon wird das nächste Lied angestimmt, das die weißen Schiebeziffern auf den schwarzen Wandtafeln vorgegeben haben.

Danach beginnt die Predigt. Der Pfarrer scheint die Bergmanns gut zu kennen, vermutlich hat er ihre Geschichte über lange Jahre als Gemeindepfarrer begleitet. So berichtet er von dem jungen Paar, das sich schon seit seiner Kindheit kennt und sich dann zu Beginn der fünfziger Jahre zum Heiraten entschließt. Ich erhalte einen kleinen Einblick in das ärmliche, aber optimistische Leben einer Familie im Nachkriegsdeutschland, die zuerst mit einem, später mit zwei und letztend-

lich mit drei Kindern in einer kleinen Dreizimmerwohnung leben muss, bevor der Umzug in eine größere Wohnung möglich wird, in der dann ein viertes geboren wird. Ich erfahre von dem Familienvater, der nach einem langen Arbeitstag noch viele Nachtstunden auf seine Meisterprüfung lernt, nachdem er zuvor seiner Frau geholfen hat, alle Kinder ins Bett zu bringen. Und ich höre von einem furchtbaren Unfall Ende der sechziger Jahre, als ein Traktor beim Rückwärtsfahren ein Kind überrollte, ich höre von Verzweiflung und tiefer Trauer, von Ratlosigkeit und langen Gesprächen, aber auch von gemeinsamer Bewältigung und vom Wachsen aneinander und miteinander. Die beiden haben kein leichtes Leben gehabt, aber einen gemeinsamen Weg gefunden.

Ach Karo – wieso konnten wir das nicht schaffen, waren unsere Jahre einfach zu glatt?

Die Orgel donnert wieder los und reißt mich aus meinen Gedanken. Nach dem Organistenzwirn setzt die Gemeinde ein und in dieser beladenen Situation weicht dieser uralte, aus über hundert Kehlen gesungene Choral auch einen Konfessionslosen wie mich auf, formen meine Lippen die Worte aus dem Text, den ich noch aus meiner Konfirmandenzeit kenne. Eigentlich ist mir nach Mitsingen zumute, aber es kommt kein Ton heraus.

Als die Glocken wieder zu läuten beginnen, gehe ich eilig hinaus und bereite das Hochzeitsgefährt vor. Die Gemeinde strömt langsam heraus, versammelt sich auf dem Vorplatz und wartet auf das Paar. Das erscheint bald darauf Hand in Hand auf der Treppe und muss sich dann loslassen, um viele andere Hände zu schütteln und Glückwünsche entgegenzunehmen. Ich warte artig, bis die beiden nach einer

ganzen Weile wieder eingestiegen sind und wir zur Feier in das Gasthaus aufbrechen können.

Auf der Fahrt sind alle recht schweigsam. Meine Gedanken tummeln sich im Sommer 2050. Karo und ich sitzen in der ersten Reihe der Kirche und wir lauschen gerade der Predigt, in der es um uns beide geht, um ein halbes Jahrhundert gemeinsamer Zeit. Wir sehen fast so aus wie immer, nur unsere Haare sind grau und wir haben ein paar Runzeln im Gesicht. Der Pfarrer spricht über die einzelnen Abschnitte unseres erfüllten Lebens. Gerade geht es um die einzige große Krise am Anfang unserer Ehe, während der wir sogar kurzfristig getrennt lebten. Am Ende aber fanden wir wieder geläutert und tränenreich zueinander in dem Wissen, dass diese Katharsis eine notwendige Vorstufe unserer gegenseitigen Bestimmung gewesen war. Während der Pfarrer wortreich die weiteren Stationen unseres Lebens skizziert, ziehen Szenen mit Kinderwagen, Schultüten und einem Richtfest vor unseren Augen vorbei, denn alles, was er sagt, wird zeitgemäß in Bilder umgesetzt und mit Lasern als dreidimensionales Hologramm in den Altarraum projiziert. Unsere Silberhochzeit erscheint in der Projektion als rauschendes Fest, auf dem vier junge Menschen, die mir alle ähnlich sehen, ein hinreißendes Kammerkonzert aufführen. Wir sitzen ganz gerührt auf unseren geschmückten Stühlen und lächeln uns stolz und glücklich an. Nach der Predigt werden immer noch Choräle gesungen. Die ganze Gemeinde starrt dabei auf kleine Bildschirme in den Lehnen der jeweiligen Vordersitze, auf denen synchron zur Orgel die Texte und Noten der alten Kirchenlieder vorbeierollen. Anschließend startet der Pfarrer die automatische Textansage für das *Vaterunser* und spricht dann selbst den Segen. Zum Schluss fordert er die Gemeinde zu einer großzügigen Kollekte für die Not leidende Bevöl-

kerung in der neuen Welt auf, insbesondere für ein Straßenkinderprojekt in Chicago. Alle Leute zücken Chipkarten, stecken sie in Lesegeräte neben ihrem Sitz und tippen ein paar Zahlen ein, um ihre milde Gabe online abbuchen zu lassen. Später vor der Kirche wartet dann ein Chauffeur mit einem uralten Modell eines Mercedes-Benz aus den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Ich gratuliere meinem aufgeweckten Enkel zu diesem außergewöhnlichen Geschenk, denn es war bestimmt sehr schwierig, noch einen fahrtüchtigen Wagen dieser Marke aufzutreiben, die schon lange aus dem Straßenverkehr verschwunden ist, nachdem sie in den zwanziger Jahren von einem koreanischen Konzern aufgekauft worden war. Knatternd und qualmend fahren wir voran, während die anderen in ihren Magnetkabinen hinterhergleiten. Den Enkeln ist das natürlich zu langweilig, und sie fliegen mit ihren Huckepack-Raketen irgendwo über uns.

Die enge Zufahrt zum Parkplatz des Landgasthofes befördert mich in die Gegenwart zurück. Der große Wendekreis des breiten Wagens erfordert erhöhte Konzentration. Ich zirkele ihn vor die Eingangstür, springe heraus und lasse die Vordersitze nach vorne rutschen. Die beiden krabbeln etwas mühsam heraus, und bevor ich mich verabschieden kann, hat Frau Bergmann mich schon zur gemeinsamen Kaffeetafel eingeladen. Mein Zögern lässt sie nicht gelten.

„Natürlich ist für Sie auch mit eingedeckt worden!“

Also befinde ich mich kurz darauf an einer langen Tafel mit unerschämt leckerem Kuchen und sündhaft kalorienreichen Sahnetorten. Es werden Reden gehalten und Lieder gesungen, Kinder führen etwas vor oder sagen ein Gedicht auf. Es ist schon bald Abend, als ich mich losreiße, um mich zu verabschieden. Ich fange bei meinen Tischnachbarn an, zum Schluss gehe ich an den Tisch des Hochzeitpaares und

wünsche den beiden noch einen wunderschönen Tag und alles Gute für die Zukunft. Herr Bergmann bedankt sich herzlich für die Fahrt und bittet mich geheimnisvoll, morgen gegen Abend doch noch einmal bei ihnen zu Hause vorbeizuschauen, er hätte da noch was für mich. Ich habe keine Idee, was das sein könnte, aber ich sage zu.

Der Mond wirft fahles Licht durch mein Schlafzimmerfenster. Mitternacht verschwindet es, wahrscheinlich hinter Wolken, dann taucht es ein bisschen versetzt an der Wand wieder auf. Ich kann nicht mehr einschlafen, seitdem ich vor über einer Stunde hochgeschreckt bin. Vorhin war Karo zugegen, wir saßen zusammen in unserer alten Küche am Kopernikusplatz. Sie trug ein prächtiges rotes Kleid mit Rüschen, so wie die Venezianerinnen zur Zeit der Dogen. Sie hatte sich abgewandt und starrte unentwegt auf eine riesige Spinne, die oben in einer Zimmerecke stoisch ihr Netz webte. Ich erzählte ihr von meinem Auto, dass ich alles hätte neu verchromen lassen, sogar den Spiegel auf ihrer Seite, aber sie starrte nur wie gebannt auf diese Spinne. Ich schrie sie an, sie solle *mich* ansehen. Da drehte sie sich zu mir, und ich sah, dass sie eine dieser bleichen venezianischen Masken trug. Sie hatte sie die ganze Zeit getragen.

Am Abend des nächsten Tages drücke ich gegen achtzehn Uhr erwartungsfroh wieder auf den schwarzen Klingelknopf. Die Bergmanns sind allein zu Haus, und ehe ich mich versehe, versinke ich schon im Sofa und habe ein Stück vom übrig gebliebenen Kuchen vor mir stehen. Dann erscheint Herr Bergmann mit einer großen braunen Schachtel in der Hand, stellt sie auf den Tisch und zieht ein Pärchen nagelneue Rücklichter für meinen Mercedes heraus.

„Vielleicht können Sie die gebrauchen?“

Ich bin sprachlos.

„Ich habe sie jetzt seit über dreißig Jahren im Keller. Damals habe ich sie im Kofferraum eines Wagens gefunden, den ich verschrotten sollte“, er streicht mit dem Finger über das makellose rote Kunststoffglas, „aber so was schmeißt man doch nicht weg!“

Seine Generation ist es gewohnt, die Dinge aufzuheben, wer weiß, wozu sie noch gut sind? Jetzt bekommt diese Tat ihren Sinn, ich freue mich über diese seltenen Ersatzteile, und er freut sich, die wertvollen Rücklichter vor der Schrottpresse bewahrt zu haben.

Zu Hause verstaue ich die braune Schachtel gleich sorgfältig im Keller. Wenn ich sie genauso lange wie Herr Bergmann aufbewahre, werde ich Rentner sein. Schachteln aufbewahren ist leicht, ich brauche sie einfach nicht wegzuwerfen, für das Bewahren gegenseitiger Achtung und Liebe ist trockenes Lagern und gelegentliches Abstauben sicher nicht genug. Auch da hat Herr Bergmann einen Maßstab gesetzt, er hat gezeigt, dass es geht, nicht nur bei einer alten Schachtel. Aber wie hat er das geschafft, und welchen Anteil trägt seine Frau daran?

Karo ist einfach weggelaufen, als unsere Ehe störanfällig wurde, hat mich einfach stehen lassen wie ein altes Auto, die Nummernschilder abgeschraubt und sich in einem anderen mitnehmen lassen.

Ich kenne niemanden hier. Ich kenne weder diejenigen, die schon damit begonnen haben, gute Laune zu versprühen, noch die, die jetzt in kurzen Abständen durch die Türe hereinplatzen und gemischt mit lautstarker Wiedersehensrhetorik keinen Zweifel daran lassen möchten, dass auch sie gut drauf und somit als Stimmungskanonen für die nächsten Stunden unentbehrlich sind.

Hier kenne ich nur Martin Schnitter, meinen Freizeitgenossen aus dem Büro, der um zwei Ecken hierhin eingeladen wurde und keine Skrupel hatte, beim wohlmeinenden Gastgeber eine Genehmigung auch für mich zu erwirken. Martin ist ein erfahrener Single. Er hat gelernt, sich bei Bedarf rechtzeitig irgendwo einzuklinken und damit elegant die Klippen zu umschiffen, die dieses Dasein mit sich bringt. Seitdem er weiß, dass ich in der gleichen Situation stecke wie er, ein Leidensgenosse bin, ein Mitbruder im Orden der ungewollt Enthalt-samen, bezieht er mich solidarisch in seine Planungen mit ein. Er hat Verständnis für meine Lage, denn er kennt das alles aus eigener Erfahrung. Und obwohl die Vorstellung schwerfällt, dass er bei seiner jungenhaften Unbedarftheit je eine feste Freundin gehabt hätte, kann er natürlich bei jedem Thema mithalten, in dem es um Frauen geht; mit seiner Monika hat er schließlich das gesamte Spektrum einer Beziehung erlebt. Mein Respekt vor diesem Erfahrungsreichtum wird nur durch das Wissen geschmälert, dass seine Monika schon seit über acht Jahren seine Ex-Monika ist und vermutlich kaum noch seinen Namen kennt.

So sind wir beiden dann mit unseren notdürftig in Geschenkpapier geknuddelten Sektflaschen schon sehr frühzeitig aufgetaucht und ha-

ben die Gastgeber noch bei den finalen Vorbereitungen überrascht. Wir wurden höflich hereingebeten und überreichten unsere Gastgeschenke, die ohne viele Worte in der Bar verschwanden, ohne dass das Papier vorher abgemacht worden wäre. Dann durften wir zusehen, wie noch eilig die Aschenbecher auf den Tischen zentriert und die kahlen Kellerlampen mit buntem Krepppapier eingehüllt wurden.

Hätten wir nicht etwas später kommen können? Am liebsten hätte ich mich wieder für ein Stündchen verdrückt, bin aber aus Anstand und einer diffusen Dankbarkeit heraus geblieben. Wahrscheinlich sind alleinstehende Männer immer deshalb die ersten, weil sie Angst haben, irgendwas zu verpassen, während die anderen noch darauf warten, dass ihre Frauen endlich mit dem Kajalstift fertig werden. So jedenfalls konnten wir in Ruhe die Getränkevorräte in der selbst gezimmerten Kellerbar in Augenschein nehmen und unser Ingenieurwissen beim Anschließen der Zapfanlage nutzbringend einsetzen. Mit dem ersten frisch gezapften Bier in der Hand standen wir dann herum, wippten mit der Großzehe nach der wummernden Monotonie aneinandergereihter Party-Hits und redeten über Details unseres Arbeitsalltages, über die windigen Entscheidungen unserer Chefs, die wir alle hätten besser treffen können. Endlich kam jemand zur Tür hinein, den Martin kannte. Ich konnte mich mit meinem Glas in einen der weißen Plastikgartenstühle mit grüngestreiftem Sitzkissen zurückziehen und mein Visier runterklappen.

In drei Stunden wird dieses Jahr zu Ende gehen. Heute vor einem Jahr saßen wir noch mit zwei befreundeten Paaren in unserer Küche und haben Fondue gegessen. Die Welt war in Ordnung, die Zukunft lachte uns an. Mit ein paar guten Vorsätzen im Kopf und ein paar Sylvesterraketen in der Tüte konnte das neue Jahr ruhig kommen. Wo

werde ich nächstes Jahr sein, wo in zehn Jahren? Werde ich dann immer noch als Erster in irgendeinem gefliesten Partyraum eines Fertighauses erscheinen und die eintreffenden Frauen danach beurteilen, ob sie potenziell kennengelernt werden wollen? Ich beobachte die fremden Leute, wie sie lässig rauchen, an der Theke anstehen oder prahlerische Geschichten zum Besten geben. Eigentlich interessieren sie mich nicht, so wie meine Anwesenheit offenbar von niemandem zur Kenntnis genommen wird. Meine Ausstrahlung passt nicht in das Gemeinschaftsgefühl einer fröhlichen Sylvesterfete, meine feinen zwischenmenschlichen Signale brandmarken mich als Miesepeter, den man besser in Ruhe lässt.

Wird dieser Zustand wirklich mehrere Jahre andauern?

„Sie müssen damit rechnen, dass Sie mindestens drei bis fünf Jahre brauchen werden, um seelisch über die Trennung von Ihrer Frau hinwegzukommen“, hatte Frau Rose bei unserem letzten Schachabend vor Weihnachten gesagt.

Das wollte ich nicht glauben. Ein halbes Jahrzehnt sollte ich damit verbringen, um eine Frau zu trauern, ein Fünfzehntel eines durchschnittlichen Lebens sollte ich für meine Reinkarnation opfern, bevor meine obdachlose Seele wieder eine feste Adresse haben würde? Diese Perspektive erschien mir abwegig, obwohl ich mich nicht getraut hatte, dagegen anzureden. Was hätte ich auch vorbringen können? Eigentlich hatte ich auf irgendeinen schlaunen Hinweis von ihr gehofft, der mir aus der Gedanken-Zwangsjacke hätte heraushelfen können, auf eine scharfsinnige Schlussfolgerung aus meinem Bericht, die plötzlich ein ganz anderes Licht auf meine Lage geworfen hätte.

In den Tagen zuvor hatte ich wieder wie ein Kettenhund gelitten. Ständig hatte ich dieses Bild vom Weihnachtsmarkt vor Augen, stän-

dig geisterte dieser verfluchte Mensch durch meine Fantasie, am liebsten hätte ich ihn vom Erdball heruntergeschubst.

Am Donnerstag nach dieser Begegnung mit ihm war ich überpünktlich bei meiner Nachbarin erschienen. Ihre Wohnung duftete angenehm nach Zimtplätzchen. Sie hatte wohl gleich gemerkt, dass ich mit meinen Gedanken überhaupt nicht bei der Sache war.

„Sie kommen mir heute so angespannt vor, machen Sie sich wieder Sorgen um Ihre Dame?“, hatte sie gefragt.

Das ist typisch für sie. Natürlich habe ich das angebotene Hintertürchen nicht benutzt und über mein verkorkstes Damengambit im letzten Spiel schwadroniert. Sie hat die Teekanne gleich auf den großen Tisch gestellt, mir einen der Sessel angeboten und damit meine Wortlawine losgetreten. Zum Schachspielen sind wir an diesem Abend nicht mehr gekommen, und es war spät, als wir uns verabschiedeten und uns alles Gute für die kommenden Feiertage wünschten. Weihnachten stand vor der Tür, das Fest der Liebe, aber mir war nicht nach Kerzen zumute.

Von mir aus hätte man Weihnachten in diesem Jahr einfach aus dem Kalender streichen können. Es gab für mich nirgendwo einen Platz, an dem ich froh und munter gewesen wäre. Wenn am Heiligabend bei einsetzender Dämmerung der Verkehr aufhört, das einzige Mal im Jahr das wirtschaftliche Leben fast völlig erlahmt und sich plötzlich eine feierliche Stille über die Stadt legt, die Gehsteige menschenleer sind und die Lichter hinter den Fenstern angehen, dann bleibt für viele nur noch die Likörpulle, die Bahnhofsmision oder der Strick. Dann geht wieder das andächtige Läuten der Kirchenglocken in der Sirene des Notarzwagens unter, der durch die Abenddämmerung rast. Die innige Zeit der Paare und Familien hat begonnen und

einsame Herzen wie ich haben gut daran getan, sich frühzeitig für diese Zeit zu rüsten.

Gerne bin ich dem Vorschlag meines Bruders gefolgt, den Heiligabend in seiner Familie zu verbringen. Mit Kindern ist Weihnachten unverfälscht, ihre Begeisterung ist ansteckend und für Trübsinn bleibt wenig Raum. Karo war zwar die ganze Zeit im Hinterstübchen anwesend, wo sie herumquengelte und mich an das vergangene Weihnachten erinnern wollte, aber ich machte immer wieder die Tür zu, sang Weihnachtslieder, trank Punsch und konnte zum Schluss mit diesem Tag Frieden schließen.

Nach dem Frühstück am ersten Feiertag bin ich dann zu meinen Eltern gefahren. Ich hatte mir das lange überlegt, mich aber letztendlich mangels vernünftiger Alternativen dazu entschlossen. Als wir dann aber wieder zu dritt im Wohnzimmer am Tisch saßen, die Knödel auf Goldrandtellern festlich vor uns dampften und ich beim Hantieren mit dem Rotkraut die ängstlichen Blicke meiner Mutter spürte, die um ihre weiße Tischdecke bangte, als ich mich geduldig zum zwanzigsten Mal belehren ließ, dass man das Gulasch scharf anbraten muss und zum Weihnachtessen am besten der Wein aus der grünen Flasche passt, da war ich wieder der Student, der eigentlich noch zu Hause wohnt und während des Semesters eine Bude am Studienort hat. Da war die Zeit, die dazwischen lag, plötzlich zum Irrtum geworden, zu einer irrealen Episode. Der Kreis hatte sich geschlossen und ich war wieder da, von wo ich einmal aufgebrochen war. Dieses Gefühl war deprimierend, zumal meine Eltern in bester Absicht alles taten, um diesen Eindruck noch zu verstärken. Die Weihnachtsliederschallplatte von James Last knackte immer noch fortwährend in die stille Nacht hinein, es gab bunte Geschenke unterm Tannenbaum und Christstollen

von drüben. Da hätte nur noch gefehlt, dass meine Mutter mich in mein Kinderzimmer schickt, während mein Vater von draußen mit verstellter Stimme überlaut um Einlass bittet. Es war eben eine Notlösung und mit fortschreitender Aufenthaltsdauer setzte sich zunehmend bei mir die Ansicht durch, dass ich doch einen meiner Alternativpläne für Weihnachten in die Tat hätte umsetzen und auf einen Cappuccino nach Palermo fahren sollen. Zum Glück kam Harald mit seiner Familie am zweiten Feiertag nach, sodass sich die Weihnachtsfürsorge meiner Eltern auf mehrere Köpfe verteilen konnte.

Ich verkroch mich in eine Ecke, versuchte etwas zu lesen und tauchte nur noch zu den offiziellen Tagesordnungspunkten auf. Ich konnte plötzlich mein Bedürfnis nach Geselligkeit genau dosieren wie im Seniorenwohnheim, und dadurch war der Aufenthalt für mich wieder erträglich geworden.

Ich ertappte mich beim Schmökern in Zeitungen dabei, dass mich die Seiten mit den Kontaktanzeigen zunehmend fesselten. Da annoncierten Dutzende attraktiver Frauen, die sich angeblich nach mir sehnten, da waren massenhaft Rezepte gegen mein Verlassenseinsyndrom abgedruckt, ohne Risiko und Nebenwirkungen. Wieso nicht einfach einmal antworten, wieso nicht die Abkürzung nehmen?

Welche Möglichkeiten gibt es noch, in meiner Lebenslage neue Bekanntschaften zu machen? Mein Tagesablauf ist uniform geworden. Ich sehe jeden Tag bei der Arbeit die gleichen Gesichter, im Sportverein tauchen nur selten neue Mitglieder auf, und wenn, dann sind es meistens Männer. Wann konnte ich das letzte Mal abends beim Zähneputzen behaupten: *Heute habe ich einen interessanten Menschen kennengelernt?* Als Student gab es derartige Umstände nicht, das weitläufig verästelte Studentendasein schleuderte uns die Gelegenheiten

nur so hinterher, aber dieser Weg ist mir definitiv verbaut. Jetzt müsste ich in der Disco einer fremden Tänzerin bei 130 Dezibel eine Einladung zum Kino ins Ohr brüllen oder zum Tanztee in ein *Café Keese* gehen. Ich könnte auch sonntags regelmäßig die Museen abgrasen oder auf einer kommerziellen Single-Party *Schnellkochtopf sucht passendes Ventil zum gemeinsamen Dampfablassen* zusammen mit meiner Nummer auf den Monitor tippen lassen. Ich könnte den alleinstehenden Müttern auf den Spielplätzen verständnisvoll die in den Sand gesabberten Schnuller abwaschen oder in den Anmacherkneipen mit fünfzig anderen Zurückgebliebenen unter den wenigen frustrierten Frauen dort auf einen Volltreffer hoffen. Erschwerend kommt hinzu, dass ich nicht mehr zwanzig bin und einen Teil meiner Formbarkeit eingebüßt habe. Ich weiß mittlerweile besser was ich nicht will, und das macht die Suche gerade nicht einfacher. Muss ich nicht lernen, andere Wege zu gehen?

Jedenfalls habe ich trotz allem keinen Mumm gehabt, heute an Sylvester alleine zu Hause zu bleiben. Mit dem bisschen unverwüstlichen Optimismus, mit dem man seine Kreuzchen auf den Lottoschein kritzelt, bin ich jetzt auf dieser Privatparty und hoffe auf das Fundamentaleignis, das pünktlich zum neuen Jahr bei mir ein inneres Feuerwerk anzünden soll. Es könnte doch sein, dass auch zu fortgeschrittener Stunde plötzlich noch eine aufregende Frau erscheint, sich etwas abgehetzt beim Gastgeber für ihr spätes Kommen entschuldigt und sich einen Prosecco an der Bar holt. Beim Ausziehen ihrer Jacke fuchelt sie etwas ungeschickt mit ihrem Glas herum und schüttet mir dabei die Hälfte in den Kragen. Sie ist untröstlich und bei der prickelnden Schadensbegrenzung geraten wir in ein intensives Gespräch. Um Mitternacht umarmen wir uns dann schon heftig und um zwei entkor-

ke ich in ihrem Penthouse die letzte Flasche für heute, während sie das große Schlafsofa auszieht.

Die Uhr tickt vorwärts, aber das große Ereignis will nicht eintreten. Die Fete verläuft, wie die meisten Feten verlaufen: Einige tanzen, die meisten stehen herum, rauchen, trinken und ordnen ihre mitgebrachten Knaller für eine besonders eindrucksvolle Pyro-Show.

Ich werde immer kleiner in meinem Gartenstuhl, und als kurz vor Mitternacht der Fernseher für den Countdown eingeschaltet wird, ist bei mir das letzte Fünkchen Hoffnung verfliegen. Das neue Jahr wird so deprimierend anfangen, wie das alte aufhört. Die Stimme des euphorischen Ansagers schnappt um null Uhr über, die Gäste liegen sich in den Armen, stoßen mit den bereits vorbereiteten Sektgläsern an und rennen dann mit ihren Plastiktüten auf die Straße. Ich werde gar nicht beachtet, mich kennt hier niemand, auch nach vier Stunden noch nicht. Ich bin irgendein Typ, den irgendjemand mitgebracht hat.

So schleiche ich auch nach draußen, weil ich nicht alleine hier zurückbleiben mag, stehe mit meinem halb leeren Glas abseits und starre mit verschwommenem Blick den Raketen nach, die eine nach der anderen in den Nachthimmel zischen. Ringsum läuten die Kirchenglocken freudig den ersten Januar ein, die Nachbarn rufen sich über die Straße ein frohes neues Jahr zu, aber mir ist dieses Jahr ein Gräuel, denn es datiert mein bisheriges Leben in die Vergangenheit. Ich habe Angst vor der Zukunft und der Einsamkeit. Martin kommt vorbei, um anzustoßen, aber er geht gleich wieder, als er meine belegte Stimme hört.

Ich verschwinde wortlos, niemand wird mich hier vermissen. Meine Wohnung empfängt mich kalt und still. Draußen pfeifen noch ein

paar Feuerwerkskörper. Auf meinem Anrufbeantworter blinkt eine Zwei, auf meine Familie ist doch Verlass.

„Hallo, Luc, hier ist Karo. Ich wünsche dir ein frohes neues Jahr und alles Gute. Bis irgendwann.“

Karo! Karo hat mich in der ersten halben Stunde des neuen Jahres angerufen! Wäre ich doch nicht auf diese doofe Fete gegangen, dann hätte ich abheben und mit ihr sprechen können. Verdammt, immer mache ich alles falsch. Aber sie hat angerufen! Sie hat an mich gedacht. Ich liebe das neue Jahr, vielleicht feiern wir nächstes Mal schon wieder zusammen.

Erst später, als ich schon im Bett liege und mir das kommende Sylvester ausmale, fällt mir auf, dass ich gar nicht mehr zugehört habe, von wem der zweite Anruf war. Sei es drum, und wenn es Madonna persönlich war.

Ich werde nicht diskutieren oder über uns reden. Ich werde auch nicht nach dem Warum fragen, nicht nach ihrem neuen Freund und nicht nach ihrem neuen Leben. Zumindest habe ich mir das ganz fest vorgenommen. In sechs Minuten wird der 17er Bus kommen, in sechs Minuten bin ich mit Karo verabredet.

Nach Neujahr hatte ich sie angerufen, mich für ihren Anruf bedankt und ihr zum neuen Jahr alles Gute gewünscht. Ihr auch noch viel Glück zu wünschen, dazu konnte ich mich nicht durchringen. Wir hatten freundlich miteinander geredet, und ich hatte sie mit einem Weihnachtsgeschenk geködert, mich zu treffen. Nach einigem Zögern hatte sie zugestimmt, nachdem sie mir das Versprechen abgenommen hatte, sie nicht mit bohrenden Fragen und sinnlosen Vorwürfen zu behelligen. Wir hatten uns dann auf einen gemeinsamen Spaziergang geeinigt, und selbst da konnte ich mich mit meinem Vorschlag nicht durchsetzen, wieder unseren alten Sonntagsweg zu nehmen. Wie gerne wäre ich mit ihr diese vertraute Strecke gegangen, wie gerne mit der Zeitmaschine für ein paar Stunden in unsere Epoche zurückgeflogen. Aber sie beharrte kategorisch auf einem anderen Weg.

Jetzt warte ich am Stadtpark auf sie. Der Wind bläst kalt in die Bushaltestelle und wirbelt die roten verkohlten Pappreste der Sylvesterknaller durcheinander, die selbst Mitte Januar hier noch herumliegen. Meine klammen Hände müssen abwechselnd das Buch halten, das ich selbst in Geschenkpapier eingepackt habe. Ich habe es absichtlich etwas krumpelig und ungeschickt gemacht, um so meine rührenden Bemühungen möglichst deutlich in Szene zu setzen. Im Buchladen habe ich lange zugebracht, um eine Entscheidung zu tref-

fen. Zum Schluss habe ich mich für Josef M. Bauers *Soweit die Füße tragen* entschieden, die Geschichte eines Mannes, der unglaubliche Strapazen auf sich nimmt, um zu seiner Frau zurückzukehren. Könnte ich doch auch so ein Held sein. Wie gerne würde ich zu Fuß durch ganz Sibirien laufen, um Karo zurückzubekommen, von mir aus gleich noch durch die Wüste Gobi und die Sahara dazu.

Meine clevere Frau Rose hatte mir kürzlich etwas mit auf den Weg gegeben, was ich ihrer Meinung nach Sinnvolles in meiner trostlosen Lage tun könne. Ihre Sicht hat mich wieder seit zwei Tagen gedanklich in Atem gehalten:

„Ich denke, zurzeit können Sie nichts Konkretes tun, um Ihre Frau zurückzubekommen“, hatte sie mir geantwortet, nachdem ich darüber lamentiert hatte, dass das Nichtstun, das stille Dulden meiner Misere mich verrückt machen würde, „das Bein ist ab und Sie haben nur die Möglichkeit, auf einem Bein gehen zu lernen.“

Ich wollte gleich etwas dagegen einwenden, doch ihr skeptischer Blick ließ mich noch einmal innehalten.

„Eines ist doch gewiss“, führte sie ihren Gedanken weiter, „auch bei Ihrer Karo wird der Rausch verfliegen und wieder Normalität einkehren. Das sympathische Schnarchen der neuen Liebe wird mit der Zeit zur nervenden Ruhestörung, am Waschbecken klebt Rasierschaum und die Socken liegen überall herum. Es wird wie bei allen zu Streit und Verletzungen kommen, und irgendwann hat dann die rosa-rote Brille wieder Fensterglas. Welches Bild wird sie dann von Ihnen haben, wenn Sie vergleicht? Haben Sie vor Ihrem Haus gewinselt oder eine Ansichtskarte aus Neuseeland geschickt? Haben Sie Telefonterror veranstaltet oder Ihr einen nachdenklichen Brief geschrieben? Sind Sie Zyniker geworden oder Lebenskünstler, Säufer oder Sänger? Res-

pekt und Vertrauen wären sicher wichtige Grundlagen für das, was in der Zukunft an Gemeinsamem möglich sein wird.“

Da hatte ich es wieder, ich soll einfach nur aufrecht gehen, große Gesten zeigen und Karo gegenüber verständnisvoll und großmütig sein. Kann ich nicht lieber durch Sibirien laufen?

Beim ersten Schachtermin im neuen Jahr am letzten Donnerstag hatte ich mir fest vorgenommen, nicht wieder gleich ins Reden zu kommen, sondern zuerst konzentriert und ohne Hintergedanken ein Spiel zu machen. Mittlerweile weiß ich auch, warum es mir noch nie gelungen ist, eine Partie zu gewinnen. Nachdem mir eines Abends die vielen Bücher über Schachtheorie in ihrem Regal aufgefallen waren, kramte sie eine vergilbte Urkunde von den Schachmeisterschaften ihres damaligen Wohnortes von 1949 mit übermaltem Hakenkreuz hervor, *Elisabeth Rose, 2. Rang* stand dort mit schwarzer Tinte in akkurater Sütterlinschrift. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich von zahlreichen Turnieren, an denen sie teilgenommen hatte, und einer langjährigen Mitgliedschaft in einem Schachverein. Seither spielen wir selbstverständlich mit Uhr.

Für das erneute Kräfteressen hatte ich mich gut vorbereitet. Da ich mit Weiß dran war, hatte ich mich vorab intensiv mit einer Eröffnungsvariante beschäftigt, um nicht gleich wieder nach den ersten zehn Zügen hoffnungslos in der Defensive zu stecken. Und tatsächlich hatte ich zwischendurch sogar etwas Muße, mir Chagalls *Blauen Engel* an der Wand näher zu betrachten, während sie mit aufgestützten Ellenbogen über der Stellung grübelte. Wenn sie länger in dieser Haltung verharrt, kommt meist ein ungewöhnlicher Zug heraus. Und richtig – ich griff einen Springer an und sie zog davon ungerührt einen Turm auf der Grundlinie, der später dann übermächtig wurde und das

geschlagene Pferdchen unwichtig machte. Ich war mir sicher gewesen, zumindest ein Remis zu erreichen.

Da hinten kommt der Bus, hoffentlich endet diese Partie nicht auch schachmatt. Er hält, ich habe Karo gleich hinter einer Scheibe entdeckt. Sie steigt aus, löst sich aus dem Pulk und kommt auf mich zu. Mir ist sofort ihre neue Skijacke aufgefallen, sie trägt schwarze Jeans, und ihre braunen Locken wehen im Fahrtwind des abfahrenden Busses – sie sieht so toll aus! Ich strahle sie an.

„Hallo, Luc“, sie haucht mir einen Kuss auf die Lippen.

Eigentlich war das höchstens ein Viertelkuss, der so viel wie *Ich kenne dich zu gut für eine andere Begrüßung* heißen sollte, aber ich bin froh, dass sie mir nicht die Hand gegeben hat. Ich spule die vorher sorgfältig zurechtgelegten Sätze so ab, dass sie möglichst spontan klingen, überreiche mein Geschenk und genieße ihre Freude und ihren Dank.

Dann marschieren wir beide los. Wie gerne würde ich sie beim Schlendern an die Hand oder in den Arm nehmen, aber wir gehen wie Brüderchen und Schwesterchen. Sie hat sich offensichtlich auch vorbereitet, denn sie hat jedes Mal wieder eine neue Standardfrage parat, sobald ich die vorherige beantwortet habe. Sie will wissen, wie es meiner Mutter geht, meinem Vater, meinem Bruder und seiner Familie, sie interessiert meine Arbeit, meine Rangliste beim Tennis und der Verlauf der TÜV-Prüfung meines Mercedes, die im vergangenen Sommer fällig war. Bevor sie noch alle Details meiner letzten Heizkostenabrechnung wissen will, frage ich dazwischen, wie es ihr geht. Die Antwort kommt schnell und bestimmt: es ginge ihr sehr gut. Kein Zaudern, kein Wackeln in der Stimme, der Stich sitzt.

Wir wandern längere Zeit schweigend nebeneinander her. Meine Schaltkreise rattern und suchen nach einem passenden Thema. Ich schaue sie aus den Augenwinkeln an. Sie geht versonnen, fast ein bisschen verbissen vor sich hin. Die Minuten verrinnen und mein Mut verlässt mich.

„Wie kommst du denn jetzt mit deiner neuen Kollegin zurecht?“, frage ich in die Stille hinein.

„Die Sticheleien haben aufgehört, es geht“, antwortet sie gedehnt.

„Und deine Mutter hatte doch unlängst sechzigsten Geburtstag?“

Auf dieses Thema lässt sie sich etwas ausführlicher ein, erzählt ein paar Details von dem Fest, aber mich interessiert im Grunde nur, ob *er* wohl auf meinem Platz am Frühstückstisch gesessen oder auf meiner Seite im Gästebett geschlafen hat. Sie ist einführend und spricht nur in der ersten Person, aber vielleicht ist es auch nur Feigheit.

Die Situation wird zunehmend sperriger. Wir reden und reden, ohne etwas zu sagen. Ich bin völlig zerrissen. Wie habe ich mich auf diesen Spaziergang gefreut, die Tage und Stunden gezählt. Ich wollte Vertrautheit und spüre Entfremdung, ich habe Heimat gesucht und lande am Südpol. Vielleicht war dieses Treffen eine dumme Idee? Ich schaue auf die Uhr. Der nächste Bus geht in einer Viertelstunde, der übernächste noch eine weitere Stunde später. Halte ich das so lange aus? Verdammt, dieses Zusammensein zerstört meine Illusion, sticht mit tausend Nadeln in meine Seifenblasenwolke hinein. Ich halte diese kühle Distanz kaum noch aus, aber wie soll ich mit so einem Ende über die nächsten Tage kommen? Mir geht es wie einem mittellosen Gläubiger, dem in einer Stunde die Mafia auf die Bude rückt, wenn er nicht zahlt. Wenn nicht bald was passiert, bin ich verloren.

Karo beendet alle Unklarheiten.

„Luc, lass uns zurückgehen, dann schaffe ich den Vieruhr-Bus noch.“

Ich resigniere und drehe wortlos um. Das Blut pocht in meinen Schläfen. Noch ein paar Minuten, dann wird sie wieder in ihrer Welt verschwinden und ich in meiner. Nichts hat sich zum Guten verändert, es ist eine Katastrophe.

Wir stehen schweigend und unbeholfen an der Haltestelle. Ich hoffe heimlich auf eine Verspätung, aber der Bus kommt ziemlich pünktlich.

„Mach's gut“, sagt sie, als die Druckluft die Türen zischend öffnet.

„Tschüs, Karo“, mehr bringe ich nicht heraus.

Sie wendet sich ab und geht an Bord. Leb wohl! Ich gucke dem Ozeandampfer nur kurz nach, dann drehe ich mich um und gehe zurück auf meinen Kontinent.

Ich habe Angst vor dem, was jetzt kommt, vor dem dunklen Loch, den zermarternden Grübeleien. Ich muss mich jetzt unbedingt mit etwas anderem beschäftigen, mich ablenken und mich unter Druck setzen, damit mir keine Zeit für Melancholie bleibt. Was könnte das sein?

Ich komme auf eine verrückte Idee und bin gleich ganz begeistert: Ich werde jetzt mit dem Fahrrad zu einem früheren Kommilitonen fahren, mit dem mich seit meiner Studienzeit eine gute Freundschaft verbindet. Das klingt erst mal wenig spektakulär, nur dieser Freund wohnt ungefähr einhundertvierzig Kilometer entfernt, und in einer Stunde wird es dunkel sein, es ist Januar und dementsprechend ungemütlich draußen. Jawohl, das mache ich jetzt! Ich werde gleich von meiner Wohnung aus anrufen und fragen, ob wir den Tag morgen zusammen verbringen können. Morgen ist Sonntag, da stehen meine

Chancen ganz gut. Ich werde mich dann zum Frühstück anmelden, und er wird natürlich denken, dass ich mit dem Auto komme. Wenn ich dann gleich packe und losfahre, müsste ich zwischen acht und neun dort sein.

Der Gedanke hat mich gepackt, ich allein gegen die Elemente – das ist es, was ich jetzt brauche! Ich muss ja nicht gleich mit Sibirien anfangen. Auf dem Nachhauseweg packe ich schon in Gedanken meine Satteltaschen. Jetzt bloß nichts vergessen: heißen Tee in der Thermosflasche, Ersatzbatterien und Ersatzbirnen, Proviant, Flickzeug, Handy, zwei Tafeln Schokolade, Luftpumpe, Stirnlampe. Die Satteltaschen sind im Geiste schon voll, als mir noch das Regenzeug einfällt.

Zu Hause rufe ich gleich bei Rüdiger an, es klappt, ich kann kommen. Ich esse noch schnell ein paar Brote, packe dann eilig alles zusammen, ziehe meine warme Skiunterwäsche drunter und mummele mich dick ein. Zehn Minuten später pumpe ich unten schon die Reifen nach und befestige die Satteltaschen – das Abenteuer kann beginnen.

Aus der Stadt bin ich schnell draußen. Die Temperatur ist nahe dem Gefrierpunkt, aber mir ist nicht kalt. Ich trödele nicht, ich habe den Kampf aufgenommen. In meiner Vorstellung befinde ich mich in einem Wettlauf gegen die Zeit. Ich habe einen Wunsch frei, aber nur, wenn ich vor sieben Uhr mein Ziel erreiche. Meine gute Fee hat natürlich einen bösen Widersacher, und der wird mit aller Macht versuchen, mich an meinem Vorhaben zu hindern. Er hat schon damit angefangen, denn kaum bin ich auf der Landstraße, setzt ein scharfer Wind von vorne ein. So trete ich gegen die dunklen Mächte an, die mich um mein Glück bringen wollen, denn es ist ja klar, was ich mir wünschen werde, und die Einbildung tut gut, endlich etwas bewirken zu können.

Während ich versuche, möglichst gleichmäßig in die Pedale zu treten, denke ich weiter. Ich denke daran, dass ich nicht jedes Mal in der Nacht mit dem Fahrrad durch Deutschland fahren kann, wenn ich den Blues habe. Ich muss etwas für mich finden, was mich ausfüllt, mich fasziniert und mir Halt gibt. Ich brauche etwas, auf das ich mich mit Begeisterung stürzen kann, sobald ich am Abgrund stehe. Welches Ziel gibt es, das es wert wäre, mit aller Kraft anzugehen, welcher Weg könnte ein Ziel sein?

Der Weg in die Schach-Bundesliga ist lang, einsam und ungewiss, nicht gerade eine freundliche Alternative. Ich könnte auch ein Musikinstrument lernen, und in einigen Jahren wäre ich Gitarrist in einer Rockband oder Jazztrompeter; aber statt Kraft in einem wehmütigen Liebeslied zu finden, das ich mit Inbrunst am offenen Fenster spiele, müsste ich wohl zuerst lange Zeit in geschlossenen Räumen Tonleitern üben. Vielleicht könnte ich irgendetwas anderes neu lernen, Jonglieren zum Beispiel oder eine Fremdsprache? Leider kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass ich mir einmal zum Trost ein dickes Wörterbuch aus dem Regal ziehe.

Und was, wenn ich smarter Geschäftsmann mit dickem Terminkalender und eigener Sekretärin wäre? Ich würde immer früh aufstehen, kalt duschen und als Erster im Büro sein. Ich würde täglich mindestens zehn Stunden arbeiten und Akten mit nach Hause nehmen, um Wissenslücken abends im Bett schließen zu können. Neue Strategien und PowerPoint-Shows mache ich am Wochenende. Bald wäre ich der Beste und würde aufsteigen. In einigen Jahren hätte ich mein Gehalt verdoppelt, zwanzig Mitarbeiter würden an meinen Lippen hängen und mein Chef würde meine scharfsinnigen Analysen mit bewunderndem Kopfnicken quittieren. Mein Büro würde immer größer und

meine Haare immer kürzer. Ich hätte einen neuen Audi, könnte die winzigen Tasten meines Handys nur noch mit einem Zahnstocher drücken und hätte den *Wine-Spectator* abonniert, um für den gehobenen Smalltalk gerüstet zu sein. Die geschäftlichen Besprechungen fänden oftmals abends in einem Edelrestaurant statt. Anschließend würden wir Manager noch auf einen Absacker in eine Bar gehen und dort die personellen Veränderungen für die nächsten Monate besprechen, während die kokette Bedienung uns einen weiteren Longdrink auf Firmenkosten bringt. Wenn ich dann morgens mit meinem Notebook am Schulterriemen mit Schwung durch die Drehtür komme, dann würden die ehemaligen Kollegen tuscheln: „Der Luc hat es geschafft!“

Allerdings bleibe ich erneut an der Frage hängen, *was* ich denn genau geschafft hätte, stelle mir die Konsequenzen eines solchen Schrittes vor und finde auch heute keine befriedigende Antwort. Ist mein Drang nach Anerkennung in der Wirtschaft überhaupt so groß, dass ich diesen Husarenritt nach oben durchhalte? Brauche ich Macht und große Zahlen auf dem Bankkonto, um mich selbst noch zu mögen?

Ich käme mir sicher unpassend vor unter diesen verkrampften Mächtegernchefs, die sich hinter geschlossenen Bürotüren und hölzernen E-Mails verstecken, die mit verworrenem Business-Kauderwelsch ihre Unsicherheit übertünchen und die vor einer weißen Wand verschwinden würden, wenn Position, Titel und Einkommen plötzlich keine Bedeutung mehr hätten.

Und was wäre, wenn ich einmal im System der auf Erfolg geeichten Einzelkämpfer versagen würde, wenn mir ein kapitaler Fehler unterliefe? Würde ich auch versuchen, ihn einem anderen in die Schuhe zu schieben? Alle wissen es doch: Wer zum Schluss mit dem Schwarzen Peter in der Hand dasteht, der ist draußen, da sind die Ma-

nagerfreunde plötzlich alle verhindert, mit denen man noch vor kurzem laut über Dilbert gelacht hatte. Da scheppert dann mitunter die ganze Rüstung auseinander und ein Pygmäe wird sichtbar. Im Hai-fischbecken darf keiner einen Fehler machen, und die dort schwimmen wollen, brauchen scharfe Messer und einen stabilen Käfig aus Zahlen, Drohungen und wichtig klingenden Bandwurmsätzen mit vielen englischen Wörtern.

Mein Leben wäre eindimensional geworden, aber ich will mich am wirklichen Leben reiben. Ich will mich nicht deformieren lassen, will nicht menschliche Zusammenarbeit durch Diagramme ersetzen und andere unter dem Vorwand sachlicher Gründe wegbeißen, die mir im Wege stehen. Ich will auch nicht die fragliche Meinung des Chefs in wohlklingenden Worten wiederholen, während ich heimlich schon an seinem Stuhlbein säge.

Mittlerweile kommen mir auch Zweifel, ob die Idee mit der nächtlichen Gewalttour wirklich so gut war. Der kalte Wind schneidet in mein Gesicht, die Oberschenkel fangen an zu brennen, ich habe in der ersten Stunde gerade mal einen Schnitt von fünfzehn Stundenkilometern geschafft. Hinzu kommt noch, dass niemand im tiefsten Winter in der Nacht einen bekloppten Fahrradfahrer auf der Landstraße vermutet. Und so brausen viele Autos nur knapp an mir vorbei, jagen mir jedes Mal einen gehörigen Schreck ein und lassen einen eisigen Luftstoß an meinem Nacken vorbei pfeifen. Ich keuche weiter und versuche Kraft zu sparen, indem ich möglichst rund in die Pedale trete. Zu allem Unglück kommt bald eine ewig lange Steige – wenn ich doch schon oben wäre!

Aber ich rufe mich zur Ordnung, hier geht es schließlich um mein Schicksal, und der Mann in Sibirien hätte wohl kaum nach einer Stun-

de Wanderung durch das Eis über die Rückkehr zu seinem Ausgangspunkt nachdenken dürfen. Also absitzen, einen Schluck heißen Tee trinken und dann weiter.

Trotz allem bin ich nicht unzufrieden, ich habe kaum Zeit, an Karo zu denken, sondern bin damit beschäftigt, ob und wie ich durch diese Nacht komme. Meine Gedanken streuen nicht mehr herum, ich brauche alle meine Energie, um meinen Rhythmus zu halten, um zu gewinnen. Mein Tacho ist mir dabei eine große Hilfe, er dokumentiert objektiv meine Fortschritte, beurteilt meine erbrachte Leistung und gibt mir ständig neue Rechenaufgaben auf, wann ich am Ziel eintreffen werde. Immer wenn von irgendwoher ein wenig Licht auf die Anzeige fällt, greife ich die neuesten Daten ab und erstelle damit eine Prognose. Es sieht ganz gut aus, ich kann es schaffen.

Dann setzt mit einem Mal Schneegriesel ein. Zuerst noch leicht, aber dann wird er immer stärker. Der Wind fegt die kleinen Kristalle gegen mein Gesicht, ich muss die Augen zu Sehschlitzen zusammenkneifen, und es piekst wie viele kleine Nadeln. Hätte ich doch bloß an meine Skibrille gedacht. Aber was macht das schon, in Sibirien schneit es eben. Aber auch mit dieser Einsicht werden meine forschen Durchhalteparolen mit der Zeit immer kläglicher. Langsam werde ich müde, mir ist klapperkalt, die Fingerkuppen sind taub, der Schweiß läuft mir den Rücken herunter und die Zweifel erwachen erneut. Aber Umkehren ist jetzt nicht mehr möglich, ich bin schon fast fünfzig Kilometer weit gefahren, es geht nur noch nach vorne weiter.

Kurz nach elf stellt sich mir die Werbetafel eines Landgasthofes in den Weg und lockt mich mit der Überschrift *Warme Küche bis 24 Uhr*.

„Herr Seibert, können wir eine neue Hochrechnung haben?“

Die neuesten Zahlen erlauben mir eine halbe Stunde Pause, und kurze Zeit später blättere ich schon in der Speisekarte. In der Gaststube sitzen nur noch wenige Leute, und es dauert nicht lange, bis die Wirtin an meinen Tisch kommt. Sie ist eine stämmige Frau um die Fünfzig mit kurzer Dauerwellenfrisur und einem runden fleischigen Gesicht.

„Einen schönen guten Abend, kein Wetter für eine Fahrradtour!“, sagt sie jovial, vermutlich hat sie sich Gedanken beim Anblick meiner Satteltaschen gemacht. „Haben Sie schon etwas gefunden?“

Natürlich bestelle ich wegen der Kohlehydrate ein Nudelgericht, wie die Marathon-Läufer es auch tun, nur die machen es nicht, wenn sie schon unterwegs sind. Und schon gar nicht würden die dazu einen Grog trinken.

Ich muss nicht lange warten, bis die Wirtin in ihrer blauen Kittelschürze mit der beachtlichen Portion Spaghetti aus der Küche kommt.

„Wo soll es denn so spät noch hingehen?“, möchte sie wissen, während sie das Besteck auf die Serviette legt.

Ich nenne den Ort.

„Um Himmels willen, das sind ja noch fast hundert Kilometer! Können Sie da nicht bis morgen warten?“

„Nein“, erwidere ich, „ich muss morgen früh um sieben da sein.“

„Dann fahren Sie doch morgen sehr zeitig mit der Bahn“, schlägt sie vor.

„Das wäre zu einfach“, sage ich wolkig.

„Dann muss es wohl sehr wichtig sein.“

„Ja“, sage ich bedeutungsvoll, „es geht um eine Frau.“

Nach dem Essen stehe ich gleich auf und gehe nach vorn, um zu zahlen. Ich will gleich weiterfahren, obwohl der Wind wenig ermun-

ternd an den Fensterläden rüttelt. Wie gerne würde ich meinem Verlangen nachgeben, ein Zimmer mieten und müde in ein frisch bezogenes Bett sinken, aber der unselige Gegenspieler meiner guten Fee soll nicht triumphieren. Als ich um die Rechnung bitte, winkt die Wirtin ab.

„Sie brauchen heute nicht bezahlen. Wann bekomme ich schon die Gelegenheit, etwas zum Gelingen großer Dinge beizutragen. Ich wünsche Ihnen viel Glück!“

Ich bin erstaunt, bedanke mich und trolle mich davon. Es gibt tatsächlich noch Anteilnahme einem völlig Fremden gegenüber. Vielleicht ist diese Gesellschaft ja doch noch zu retten? Mit dieser frommen Hoffnung tauche ich wieder in die unwirtliche Dunkelheit der Landstraße ein.

Die weiße Landschaft fliegt an mir vorbei. Seitdem es vorgestern Nacht angefangen hatte, schneit es ununterbrochen. Ich führe mit dem Finger die Kondenströpfchen an der Scheibe zusammen, bis ein dicker Wassertropfen daraus geworden ist, der nach unten auf die schwarze Gummidichtung läuft. Im Zugabteil ist es heiß und muffig, aber das ältere Ehepaar, das mir gegenüber sitzt, hat Bedenken wegen der Zugluft und möchte das Oberlicht geschlossen halten. Obwohl die Wagons der Nahverkehrszüge sicher mindestens dreißig Jahre alt sind, funktioniert die Heizung meistens digital, null oder eins, ganz aus oder voll an. Bei diesen Außentemperaturen ist unsere natürlich an und faucht brütend heiße Luft aus den Schächten. Am späten Montagvormittag ist nicht viel los in den Regionalzügen, viel Platz für Rentner, Hausfrauen und ruhebedürftige Radfahrer, vielleicht finde ich ein leeres Abteil, in dem ich selbst das Klima bestimmen kann. Seit meiner

Rückverwandlung vom Eiszapfen zum Warmblüter bin ich auch wieder für frische Luft zu haben.

Bis gestern früh allerdings war ausreichend frische Luft nicht mein Problem. Ich war hundemüde gewesen, hatte erbärmlich gefroren und war mit meinen Kräften am Ende. Aber ich hatte es geschafft. Kurz nach halb sieben bog ich in die Straße ein, in der Rüdiger mit seiner Freundin wohnt. Ich war nach meinem Zwischenstopp im Gasthaus sieben Stunden lang fast ununterbrochen gefahren, hatte geflucht, geschnauft und gebibbert, hatte aus einem alten Lappen, der unsäglich nach Kettenöl stank, einen behelfsmäßigen Gesichtsschutz hergestellt und so dem Schneetreiben getrotzt. Ich hatte mir vorgestellt, jetzt noch einige tausend Kilometer vereiste Taiga vor mir zu haben und mich deshalb zu freuen versucht, dass es nur noch ein paar Dutzend waren und das Ziel in greifbarer Nähe. Ich hatte keine großen Aktionspläne mehr verfolgt und keine Entschlüsse gefasst, außer der Anschaffung eines weicheren Sattels. Im Allgemeinen sollte ein Besuch auch nicht am Sonntagmorgen um Viertel vor sieben beginnen, aber die Etikette war mir in diesem Moment einerlei, ich drückte auf die Klingel, ich wollte rein.

Zum Glück war Rüdiger schon wach und öffnete im Bademantel. Er staunte nicht schlecht, als ich als Yeti vor der Tür stand, und dachte sofort an eine Autopanne. Als ich aber zwischen meinen klappernden Zähnen hervorstieß, dass ich mit dem Fahrrad gekommen sei, tippte er sich an die Stirn und überließ mir ohne viele Worte das Bad. Ich konnte es gar nicht erwarten, das heiße Wasser zu spüren, riss mir die Kleider vom Leib und drehte den Hahn auf. So stand ich mindestens eine halbe Stunde unter der heißen Dusche und konnte nicht genug kriegen. Immer wieder regulierte ich die Dusche noch heißer und ge-

noss es unbeschreiblich, von außen nach innen durchzuwärmen. Nach dem Duschen lastete eine bleischwere Müdigkeit auf mir, die Batterie war leer. Ich bat Rüdiger, mich vor dem Frühstück noch ein wenig hinlegen zu dürfen, und er brachte mir gleich eine Decke ins Gästezimmer. Ich nahm ihm das Versprechen ab, mich zum Essen zu holen.

Der Zug hält. Das Ehepaar war vorher schon aufgestanden, sie grüßen kurz und lassen mich allein im Abteil zurück.

Rüdiger hat sein Versprechen gehalten, um kurz vor eins hat er mich zum Mittagessen geweckt. Jetzt war es mir doch peinlich, hier vermeintlich zum Ausschlafen erschienen zu sein. Aber die beiden sind hemdsärmelige Leute, und so war es für sie nur interessant, was mich zu einer solchen Gewalttour veranlasst haben könnte.

Ich erzählte vom Treffen mit Karo am Vortag und davon, dass wir jetzt definitiv getrennt seien und sie an der Seite eines anderen leben würde. Die beiden wollten mir gleich Mut machen und versicherten, dass das in den besten Familien vorkäme.

„Das wird schon wieder“, versprach Rüdiger mir in seiner Hilfslosigkeit, aber mittlerweile weiß ich es besser.

Ich kann den großen Graben sehen, der uns trennt, und ich bin mir auch im Klaren darüber, dass ich feste mit gegraben habe.

Ich widersprach also vehement und versuchte, Gründe für das Auseinanderleben zu erklären, aber die beiden verstanden sie nicht, eigentlich verstanden sie gar nichts. Ihre Welt ist praktisch und quadratisch, wenn die Eigentumswohnung bezahlt ist und der Schornstein raucht, dann ist doch alles in Ordnung. Sie hatten keinen Zugang zu Motiven, weswegen jemand ein gemachtes Nest einfach nach so langer Zeit verlässt, und konnten sich das nur so erklären, dass Karo sich eben durch einen dummen Zufall verliebt hat. Ihnen fehlte der Blick

für Ursache und Wirkung, und sie begriffen nicht, dass ein seelischer Notstand viel schwerer wiegen kann als die gemeinsame Wohnung, die gemeinsamen Hobbys und die gemeinsamen Jahre. Bald steckte das Gespräch in einer Sackgasse, und wir einigten uns darauf, dass die Zeit schon alle Wunden heilen würde.

Der weitere Tag verlief dann angenehm und unterhaltsam, wir saßen abends lange beim Italiener, aßen Pizza und Pasta und redeten über die gute alte Studentenzeit. Heute Morgen nach dem Frühstück bekam ich den Hausschlüssel, denn die beiden mussten früh aus dem Haus, und ich musste meinen blauen Montag organisieren. Ich habe fernmündlich einen Tag Urlaub beantragt, mich über die beste Zugverbindung informiert und mich gegen Mittag auf den Nachhauseweg gemacht. Mein Fahrrad kam in den Gepäckwagen und hat für die nächsten Tage frei.

„Grüß Gott.“

In der offenen Schiebetür steht ein Mönch in brauner Kutte und schaut mich an – ich hatte ihn gar nicht kommen hören. Um seinen Bauch ist eine weiße Kordel mit drei Knoten gebunden, die fast bis zum Boden reicht.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?“

„Natürlich, hier sind alle Plätze frei.“

„Dankeschön!“

Er zieht seinen schwarzen abgeschabten Rollkoffer herein, schließt die Schiebetür hinter sich und setzt sich bedächtig, fast vorsichtig mir schräg gegenüber neben die Tür. Ich kann mich nicht erinnern, schon jemals einen richtigen Mönch außerhalb eines Films gesehen habe. Dort sind sie meistens dick und haben eine Glatze mit Haarkranz, dieser Mönch ist eher schlank und hat dichte schwarze Haare, die orden-

tlich gekämmt sind und an den Schläfen bereits etwas grau werden. Seine dunklen Augen strahlen eine große Ruhe aus, sein Kinn ist markant und hat in der Mitte ein Grübchen; vermutlich ist er etwas älter als vierzig. Er öffnet den Reißverschluss seines Rollkoffers und holt ein Brillenetui, ein grünes Taschenbuch und eine kleine Tafel Schokolade heraus, die er im ungeöffneten Zustand in Riegel zerbricht. Sein Gesicht wirkt noch kantiger, als er die Brille mit dünner schwarzer Einfassung aufsetzt. Er lehnt sich zurück und schlägt das Buch auf, während seine linke Hand geschickt die Schokolade neben ihm auf dem Sitz öffnet und einen Riegel herausholt.

Ich schaue wieder aus dem Fenster des Zugabteils, mein Blick hat keinen Punkt. Ich denke an das Gespräch mit Rüdiger und seiner Freundin, mit der er schon seit über zwölf Jahren zusammen ist. Wieso ärgere ich mich darüber, dass die beiden auf Karo herumgehackt haben und sich mit mir gegen sie verbünden wollten? Sie hätten damit doch offene Türen bei mir einrennen müssen? Wie oft war ich wütend auf Karo gewesen und hatte niederträchtige Gedanken gehabt, nachdem was sie mir angetan hatte. Wieso nervt es mich zuzusehends, wie ein Paar offenbar prima miteinander auskommt, ohne sich große Gedanken über sich selbst machen zu müssen? Ist es Glück oder Pech, wenn eine Ehe lebenslang in Anstand hält, nur weil es einfach keinerlei Wellenbewegung gab?

Vielleicht hatten auch wir zu wenig davon, vielleicht haben wir uns nicht ernsthaft genug auseinandergesetzt und deshalb zu wenige gemeinsame Wahrheiten gefunden und gemeinsame Siege gefeiert. Meinetwegen, hat Karo zum Schluss oft gesagt, wenn ich beharrlich blieb und ihr es zu viel wurde, aber mir war dann immer klar, dass unsere unterschiedlichen Ansichten sich keinen Millimeter aufeinander zu

bewegt hatten. Wenn sie einmal nicht locker ließ und es mir zu bunt wurde, habe ich Karos Standpunkt mitunter ins Lächerliche gezogen, worauf sie dann sofort losließ, vor allem, wenn noch andere dabei waren, dann konnte ich mir als Gewinner vorkommen; im Grunde aber hatte ich wohl verloren.

In den letzten Monaten habe ich mehr gelernt als jemals zuvor in vergleichbarer Zeit. Ich hatte viele Anregungen und eine Menge Zeit, um nachzudenken; langsam beginne ich zu verstehen. Ich begreife, dass Karo unbedingt aus meinem Schatten treten wollte, um sich selbst besser sehen zu können.

Das Knistern des Stanniolpapiers lenkt mich immer wieder in meinen Gedanken ab. Die Hand des Mönchs klaubt ein Stückchen Schokolade nach dem anderen aus dem Papier heraus, ohne dass er seinen Blick aus dem Buch abwendet. Was liest er denn da? Ich beuge mich etwas nach unten, um den Titel lesen zu können.

„Kennen Sie das Buch?“

Der Mönch hat mein Interesse bemerkt und hält mir den Buchdeckel hin; er liest den *Steppenwolf* von Hesse.

„Ich habe es vor langer Zeit gelesen“, sage ich, „und kann mich nur dunkel erinnern – es geht um einen Außenseiter.“

„Ja“, nickt er und betrachtet daraufhin eine Zeit den Autor, der vorne abgebildet ist; dann wendet er mir wieder seinen Blick zu. „Es geht um einen zerrissenen Menschen, der auf der Suche ist. Das Buch können Sie auch ein zweites Mal lesen.“

Vielleicht werde ich das tun. Der Mönch vertieft sich wieder in seine Zeilen, und ich merke, wie sich langsam in mir eine Erkenntnis setzt: Ich sehe plötzlich, dass ich nicht getrennt lebe, sondern allein.

Mein Finger fährt Achterbahn über die Klingeltafel des vierzehnstöckigen Hochhauses, die wie ein riesiger Setzkasten vor mir steht und das Wort *Menge* in einem seiner Kästchen versteckt hält. Der Name gehört zu der Frauenstimme, die mir mein erstes Engagement in diesem Frühjahr beschert hat. Sobald es wieder warm und sonnig wird, sprießen die Hochzeitstermine der romantischen Paare wie die Osterglocken. Aber auch diejenigen regen sich jetzt schon, die rechtzeitig für den Herbst mit unglaublichem Anspruch und akribischer Planung den schönsten Tag in ihrem Leben herbeizuzwingen versuchen, dessen Knalleffekte ein Leben lang nachhallen sollen. Die kalte Jahreszeit eignet sich für solche Ansprüche nicht, im Winter ist Saurgurkenzeit für uns Hochzeitschauffeure.

Endlich habe ich den richtigen Klingelknopf gefunden. Kurze Zeit später knackst ein *Hallo* in der Gegensprechanlage, und ich höre erstaunlicherweise im Hintergrund Gesang. Ich sage meinen Namen und werde gebeten, in den achten Stock zu kommen. Oben an der Wohnungstür fängt mich die Braut ab, eine große Frau mit schwarz glänzenden, halblangen Haaren, heller Haut und sehr wachen Augen, deren Farbton irgendwo zwischen Grün und Blau liegt. Ihr gehört auch die rauchig-sympathische Stimme, mit der ich vor einigen Wochen telefonierte. Sie drückt mir ein Glas Sekt und einen Berliner in die Hand und bittet mich, noch einen Moment unten zu warten, ihr Mann wisse immer noch nichts von der Überraschung.

„Er hat gestern noch den ganzen Nachmittag unseren Golf gewaschen und gewienert“, raunt sie mir zwinkernd zu.

Ich muss grinsen und verschwinde mit meinem Proviant wieder im Aufzug.

Wenig später erscheint die ganze Hochzeitsgesellschaft auf dem Parkplatz vor dem Hochhaus. Der Bräutigam ist mit seinen ein Meter neunzig und seinem arabischen Aussehen ebenfalls ein auffälliger Mann. Er ist inzwischen eingeweiht worden, stürmt gleich auf mich zu und begrüßt mich in fast akzentfreiem Deutsch. Seinen Namen kann ich trotzdem nicht genau verstehen, er klingt so ähnlich wie Salami, aber ich frage nicht weiter nach. Herr Salami ist begeistert von dem schönen Hochzeitsauto, er stammt aus Jordanien und sein Großvater hatte schon in seiner Kindheit dort einen solchen Mercedes besessen.

„Der von meinem Großvater hatte allerdings ein festes Dach, wir wollten doch die neu erfundenen Klimaanlage nutzen“, schmunzelt er.

Wir haben noch genug Zeit, und so gibt es tolle Kindheitserinnerungen an staubige Fahrten durch die Wüste, und das Wissen darum hat seine Braut für diese Überraschung genutzt. Als es losgehen muss, schlägt ihr die Aufregung ganz plötzlich auf die Blase. Die Dringlichkeit wird kurz diskutiert, dann geht es mit Kammerzofe wieder zurück in den achten Stock, denn alleine wird sie das üppige Hochzeitskleid kaum bewältigen können. Wertvolle Minuten bis zum Standesamttermin verstreichen, aber Herr Salami bleibt gelassen.

Endlich kommt die Braut mit wehendem Kleid und kurzen Stelzschritten wieder angestöckelt. Als sie gerade einsteigen will, hält sie inne – wo ist das Handtäschchen mit den Taschentüchern? Zu dumm, es ist oben im Flur liegen geblieben. Herr Salami gibt ihr einen Typisch-Du-Kuss und an die Allgemeinheit die Order, schon mal in die Autos zu steigen, und läuft noch einmal zurück in die Wohnung.

Schon bald ist er wieder zurück, vermutlich hat er mit seinen langen Beinen die Treppe in Siebenmeilenstiefeln genommen, weil ihm der Aufzug zu langsam war.

Er steigt zu seiner Braut in den Fond.

„Die Ringe hast du?“, fragt sie.

Er greift in seine rechte Jackettasche, dann in die linke, die Brusttasche, dann springt er wie eine Feder wieder raus und spurtet nochmal in den achten Stock. In Rekordzeit ist er wieder zurück, hechtet hinten rein, der Motor läuft schon und ich brause los, eingequetscht hinter dem großen schwarzen Lenkrad wie ein Kurzsichtiger, weil beide Vordersitze aus Platznot weit nach vorne rutschen mussten. Jetzt ist es wirklich spät, und ich habe kaum Zeit, alle Verkehrsregeln zu beachten. Zu allem Unglück ist das Handtäschchen leer, aber Herr Salami stopft wortlos ein Taschentuch aus seinem Jackett hinein; ich glaube, die beiden mögen sich wirklich. Wir erreichen das Ziel zwei Minuten vor der Zeit, das Brautpaar springt heraus und geht mit den anderen zusammen zielstrebig in das Gebäude dem Jawort entgegen.

Ich setze mich etwas abseits auf eine Bank und warte. Die Frühlingssonne piekst mir ins Gesicht und ich beobachte mit zusammengekniffenen Augen das Treiben vor dem Standesamt. Ein Ford-Autoklub hat sich eingefunden, einer aus ihrer Mitte hat sich offenbar ein Wochenende vom Autobasteln freigenommen und heiratet. Und weil die Trauungszeremonie ja eine ganze Weile dauert, haben einige der Schrauber-Kollegen zum Zeitvertreib ihre Autos dabei. Die Männer stehen mit den Händen in den Hosentaschen vor der geöffneten Motorhaube eines alten *Ford Granada* und fachsimpeln, wie man selbst so einem Opaauto noch die Flötentöne beibringen kann. Obwohl vom Astheniker bis zum Pykniker alle Körperformen in der

Gruppe vertreten sind, ist allen gemein, dass sie in ihren Konfirmationsanzügen nicht besonders schneidig aussehen. Entweder sind die Ärmel und Hosenbeine zu kurz oder der ganze Frack zu eng, sodass sich der Eindruck aufdrängt, die kleinen Strolche hätten *Little Farina* aus ihrer Mitte verstoßen und wären nun als reine Männerclique in die Jahre gekommen. Wärt Ihr euch doch treu geblieben und im Blauermann erschienen, möchte man ihnen zurufen. Ein *Ford Mustang* hebt sich protzig unter den mit breiten Reifen und Streifen frisierten Familienkutschen ab und hat sich daher mit seinen lastwagengroßen Hinterrädern das Privileg verdient, heute Brautwagen zu sein. An den Türgriffen sind Schleifchen angebunden, und oben auf der Wölbung der Motorhaube ist ein Rosengesteck wie ein Richtkranz aufgepflanzt, dessen Rot sich ordentlich mit dem des Lacks beißt. Wie der Fahrer den Weg vor lauter Rosen sehen will, bleibt ein Rätsel.

Da knallt die Haube des *Granadas* runter, denn das Brautpaar erscheint. Der Bräutigam ist ein langer Schlaks mit krausen dauergewellten Haaren und Oberlippenbärtchen, seine Frau ist zwei Köpfe kleiner und eher untersetzt. Auf dem Kopf trägt sie ein zum Kleid passendes Hütchen mit Schleier, der vorne zusammengerafft ist und wie ein Propeller aussieht. Sie lächelt verlegen, als der gesamte Klub und noch ein paar andere Gratulanten applaudieren. Zwei der Kumpel springen hervor, entrollen ein Bettlaken mit einem mannsgroßen roten Herzen und spannen es zwischen zwei Holzstangen vor dem Brautpaar auf. *Alles Gute für das gemeinsame Ford-Kommen* steht darüber. Die Braut bekommt eine große Schere und muss nun ein Loch in das Herz schnippeln. Anschließend ist er gefordert, seinen Willen zum *Ford-Kommen* unter Beweis zu stellen und mit seinem Pummelchen auf dem Arm durch das offene Herz zu schlüpfen. Das ist leichter ge-

sagt als getan, er muss sich ordentlich verrenken, und trotzdem bleibt sie mit dem Propeller hängen. Hektisch fuchtelt sie mit den Armen, denn das Hütchen ist ihr ins Gesicht gerutscht; doch nach einigem Hin und Her sind beide wohlbehalten durch, und er lässt sie mit einem lauten Ächzen auf ihre Füße plumpsen.

Meine Aufmerksamkeit wird zunehmend von anderen Umtrieben auf dem Vorplatz eingefangen, denn langsam erscheinen die Gratulanten für die Hochzeit meiner heutigen Fahrgäste auf dem Plan. Klapptische werden aufgebaut und Sekt bereitgestellt. Jeder neu hinzugekommene Sympathisant erhält einen roten Gasballon an einer Schnur aus einem VW-Bus, dessen Schiebetür immer wieder schnell zugerumst wird, damit sich der nervöse Ballonvorrat drinnen nicht durch die offene Tür selbstständig machen kann. An der Schnur hängt eine Karte und jeder bekommt einen Stift, um seine guten Wünsche oder dergleichen auf die Rückseite zu kritzeln. So bildet sich mit der Zeit ein ansehnliches Heer von Ballonträgern, das erwartungsfroh in Richtung Tür blickt.

Als das Brautpaar mit seinem Gefolge aus der Tür kommt, werden sie mit einer Reisdusche und viel Applaus begrüßt, viele Hände strecken sich ihnen entgegen, und im Nu hat sie die Menge verschluckt. Nach einiger Zeit höre ich eine männliche Stimme etwas zu der Gruppe sagen und kurz darauf rufen alle gleichzeitig *Viel Glück!* und lassen die Schnur los. Eine Wolke roter Ballons mit flatternden Kärtchen steigt in den blauen Frühlingshimmel auf, stößt an Dachrinnen und Äste, verteilt sich, bringt eilige Schnellflieger und behäbige Trödler hervor. Nach kurzer Zeit sind aus den Ballons rote Punkte geworden, die wenig später kaum noch am Himmel auszumachen sind. Ich greife mir einen mit den Augen, den ich gerade noch erkennen kann, und

verfolge ihn, so lange es geht. In schwindelerregender Höhe zieht es ihn fort, als ob das Fernweh ihn gepackt hätte.

Vielleicht sollte ich kündigen, all meinen Ballast verkaufen und eine Weltreise machen, um meinem Leben eine neue Richtung zu geben. Ich würde im Einbaum den Amazonas hinunterpaddeln, auf Hawaii Wellen reiten und im dunklen Polarwinter wegen meines fremdländischen Erbgutes jede Nacht Gast in einem anderen Zelt des einsamen Eskimodorfes sein. Ich würde viel erleben und eventuell an einem ganz anderen Fleck auf dem Globus heimisch werden. Oder ich würde nach Jahren wettergegerbt und welterfahren zurückkehren. Karo würde zwischenzeitlich in einem langweiligen Dasein feststecken und mich nun ganz neu sehen können, als gereiften, geläuterten Kosmopoliten, der der Frau an seiner Seite ein interessantes erkenntnisreiches Leben bieten kann.

So träume ich noch eine Zeit lang in den Tag hinein, sehe meinen Namen schon auf bunten Plakaten, die überall atemberaubende Diavorträge über ferne Länder in der Stadt ankündigen, bis Frau Menge, die jetzt eventuell Salami oder Salami-Menge heißt, mir Aufbruch signalisiert. Wir steigen alle ein und fahren mit lautem Gepolter und Geschepper los, denn Spaßvögel haben eine lange Kordel mit vielen Blechdosen an meine Anhängerkupplung gebunden. Das sorgt allenthalben für Aufmerksamkeit, und die beiden genießen es, alle winkenden Passanten und Zaungäste zurückzugrüßen. Aber das vielstimmige Gepolter wird langsam einsilbiger, denn eine Dose nach der anderen rappelt sich los und kullert in den Rinnstein.

Als wir die Stadt verlassen, ist es hinter dem Wagen still geworden, dafür beginnt innen eine rege Unterhaltung. Die beiden lassen die letzte Stunde Revue passieren, freuen sich über die große Anteilnahme,

ihre neuen Ringe am Finger und die gelungene Ansprache des Standesbeamten.

„Das war doch ein schönes Bild von den zwei Säulen, die weder zu nah beieinander noch zu weit entfernt stehen dürfen“, höre ich die Braut sagen, „wie bei einem haltbaren Gebäude eben auch.“

Herr Salami streicht seiner Frau zärtlich durchs Haar, dann beugt er sich etwas zu mir vor:

„Leben Sie davon, oder ist der schöne Wagen Ihr Hobby?“

„Nein, mit den Hochzeitsfahrten verdiene ich mir lediglich etwas dazu, im Grunde ist es Liebhaberei.“

„Ist das denn auch Ihr Alltagsauto?“, will sie wissen.

„Ich habe kein anderes, aber meistens fahre ich sowieso mit dem Rad, und im Winter kann ich normalerweise ein anderes mitbenutzen.“

„Dann ist es also hauptsächlich ein Schönwetterauto, um am Sonntag mit der Freundin auszufahren“, folgert Herr Salami sogleich aus meiner Antwort.

„Ja.“

Früher war es tatsächlich so. Ich habe es geliebt, an einem schönen Wochenende eine Tour zu planen, die Decke einzupacken, sich den Sonnenschirm und ein gutes Buch zu schnappen und das Dach aufzumachen. Karo hatte das Picknick vorbereitet, und dann ging es los. Wir fuhren über schmale Straßen, hielten irgendwo an und kauften uns ein Eis am Stil, das wir im Auto aßen. Beim Schleckern musste ich oft neugierige Fragen von Passanten beantworten, die immer wieder Baujahr, Höchstgeschwindigkeit und vor allem den Wert des Autos wissen wollten. Dann ging es weiter, Karo stilecht mit Kopftuch und Sonnenbrille neben mir, mit der Straßenkarte in der Hand. Ständig war

sie auf der Suche nach einem schönen Plätzchen für das Picknick, wo wir dann ein paar Stunden mit Kuchen, Saft und Büchern verbrachten. Ich wäre meistens gerne noch ein wenig gefahren, aber ihr war das Rasten wichtiger.

Irgendwann kam es deswegen auch zu einem furchtbaren Streit. Wir waren gerade erst losgefahren, da wollte sie schon wieder Pause machen. Ich hatte extra eine besonders schöne Strecke rausgesucht. Für später war Gewitter angesagt, da bin ich einfach weitergefahren – bis zu meinem Ziel. Zuerst hat Karo gekocht, hat mich als Egoisten und rücksichtslosen Pascha beschimpft, später war sie dann ganz still, aber ihre Augen waren feucht und ihre Handknöchel weiß. Es tat mir leid, eigentlich hätte ich mich gern entschuldigt, aber ich fand keine Worte, und so sind wir wortlos zurückgefahren. In der nächsten Zeit wurde nur das Notwendigste gesprochen, jeder war an seinem Standort festgerostet. Es brauchte Tage, bis der Umgang wieder freundlich wurde und Wochen bis zur nächsten Ausfahrt.

„Haben wir nicht längst die Abfahrt verpasst?“, fällt der Braut plötzlich auf.

Tatsächlich sind wir an der Abzweigung zum Hochzeitslokal vorbeigerauscht, und mit uns die gesamte Wagenkolonne dahinter. Wir fahren auf einen Parkplatz und steigen erst mal aus, damit das letzte Auto aufschließen kann. Die Männer nutzen gleich zahlreich die außerplanmäßige Pause und verteilen sich auf die umliegenden Büsche; was diesen Rhythmus angeht, werden Frauen und Männer wohl nie zueinander finden. Dann macht der ganze Konvoi kehrt, und wir geben uns Mühe, die Abfahrt nicht wieder zu verpassen.

„Sie bleiben doch zum Kaffeetrinken, oder werden Sie erwartet?“, möchte Herr Salami wissen.

„Nein“, sage ich zögernd, „momentan kann ich alleine über meine Zeit bestimmen.“

An der Kaffeetafel stelle ich dann fest, dass eine Absage gar nicht eingeplant war, ein gedrucktes Kärtchen mit meinem Namen weist mir schon einen festen Platz in der Gesellschaft zu.

Die Gäste mümmeln noch genüsslich oder stehen mit ihren vollgekrümelten Tellern am üppigen Kuchenbüfett an, als die Brautleute aufstehen, in die Mitte des Raumes gehen und um Ruhe bitten. Wollen sie wieder singen?

„Ich möchte euch meinen Papa vorstellen“, sagt die Braut, nachdem sie die Aufmerksamkeit des Publikums hat.

Der Vater steht kurz auf, ein grauhaariger Herr mit Intellektuellenbrille, und seine Tochter fährt fort, als er sich wieder gesetzt hat.

„Von meinem Papa habe ich unter anderem gelernt, wie wichtig Freundlichkeit, Verständnis aber auch Klarheit im Umgang mit anderen ist. Das zu wissen, ist sicher auch für mein Familienleben sehr wichtig.“

Sie erzählt weiter, mit wie viel Ausdauer und Hingabe er mit ihr zusammen auf die schwere Sprachprüfung für das Auslandsstipendium geübt hat, und wendet sich ihm dann direkt zu:

„Ich bewundere dich für deinen Lebensmut. Es wird für mich immer ein Vorbild bleiben, wie du trotz deines hektischen Alltags immer ein offenes Ohr für mich hattest. Ich freue mich, dass du heute hier bist!“

Dann tritt sie das Wort an ihren Mann ab.

„Die Frau, die direkt danebensitzt, ist meine Mutter. Man kann ihr gar nicht ansehen, dass sie sechs Kinder großgezogen hat. Wir waren sicher nicht immer bequem, außer meiner Schwester natürlich“, sagt

er und blinzelt einer orientalischen Schönheit am selben Tisch zu. „Ich kenne keinen anderen Mensch, der so viel Geduld und so viel Energie besitzt wie sie. Einer von uns Geschwistern hatte immer ein aufgeschlagenes Knie, einen Streit oder Probleme mit den Schulaufgaben. Und wenn nicht, dann hatten wir Hunger und Durst. Wie hat sie das nur alles geschafft?“

Dann wendet er sich auch direkt an sie und sagt einige Sätze auf Arabisch, worauf die Mutter glücklich strahlt.

Danach stellt die Braut ihre Mutter und der Bräutigam seinen Vater in der gleichen Weise vor. Beide sprechen frei und pointiert, und die jeweils Erwähnten stehen kurz von ihren Stühlen auf. Herr Salami Senior, der mich stark an Omar Sharif erinnert, steht kerzengerade hinter seinem Käsekuchen und nickt freundlich in die Runde, während sein Sohn ihm gerade seine manchmal strengen Erziehungsmethoden verzeiht. Anschließend passiert das Gleiche mit den Geschwistern des Brautpaares. Die beiden wechseln sich bei den Kurzporträts ab, allerdings hat die Familie Menge deutlich weniger Kinder, so dass das Pingpong-Spiel gehörig aus dem Rhythmus kommt und der Bräutigam einen Schluck Wasser braucht, als er alle seine Brüder bekannt gemacht hat. Seinem ältesten Bruder ist gerade eine späte Anerkennung dafür zuteilgeworden, dass er ihn so oft bei den Keilereien mit anderen hat raushauen müssen und dabei manchmal selbst ordentlich Prügel eingesteckt hat.

Als nach den Familien die Freunde des Paares an die Reihe kommen, wird mir plötzlich die Sinnhaftigkeit der anfänglich etwas irritierenden Zeremonie klar: Hier begegnen sich zwei gewachsene Personenzirkel das erste Mal komplett, zwei Zünfte fusionieren zu einem gemeinsamen Familienunternehmen, da ist es ein wertvolles Startkapi-

tal, wenn die Beteiligten voneinander wissen. Und auch für mich als Außenstehenden ist es spannend, die vielen Geschichten und Anekdoten zu verfolgen. So erfahre ich von einem Wasserrohrbruch, der zwei Wohnungen geflutet und aus Nachbarn Freunde gemacht hat, höre von einer Sandkastenfreundschaft, die allen Stürmen und Wandlungen des Erwachsenwerdens standhalten konnte, und ich werde Zeuge des Beginns einer tiefen Beziehung zwischen zwei Menschen, die sich zufällig auf einer Intensivstation als Angehörige von Todkranken begegnet und in ihrer Trauer nahegekommen sind. Es beginnt draußen schon dämmrig zu werden, als die Vorstellungsrunde mit mir als letztem Unbekannten zu Ende geht. Ich stehe kurz auf und lächle etwas betreten, ich habe am allerwenigsten zu dieser Gemeinschaft beigetragen, bin aber beeindruckt von dem persönlichen Miteinander, das hier gepflegt wird.

Als das Brautpaar wieder auf seinem Platz sitzt, tragen einige Gäste noch Gedichte und Sketche vor, so dass es schon lange draußen dunkel ist, als ich mich verabschiede. Wenn das warme Essen kommt, hat ein Exterritorialer wie ich auf einer solchen Familienfeier nichts mehr zu suchen. Ich bedanke mich wortreich und wünsche beiden viel Glück und gutes Gelingen, und das ist dieses Mal wirklich ehrlich gemeint.

Draußen erwartet mich ein Unwetter. Es kübelt nur so vom Himmel und ein starker Wind peitscht das Wasser in Salven über die Außenanlage der Gastwirtschaft. Ich galoppiere in großen Sprüngen über den Parkplatz zu meinem Auto, ich hätte auch langsam gehen können. Die Nässe in meinen Kleidern lässt sofort die Scheiben von innen beschlagen, die Scheibenwischer müssen auf dem gesamten Nachhauseweg im schnellen Gang hin und her zappeln. Das bisschen warme

Luft aus den Heizungsdüsen pufft gleich wieder durch irgendwelche Ritzen hinaus, sodass ich durchgefroren und mit klatschnassen Haaren in meiner Wohnung ankomme.

Hinter dem Flurspiegel wartet immer noch das längliche Kuvert, das ich seit zwei Tagen systematisch vergesse, zum Postkasten mitzunehmen. Seine weißen Ecken stören die Symmetrie des Holzrahmens. Ich bin nach wie vor unsicher, ob ich es einwerfen und den Pfeil damit unwiderruflich abschießen soll.

Ich schlüpfte schnell in etwas Trockenes und Bequemes, koche mir einen heißen Pfefferminztee und schaue schlüpfend das Fernsehprogramm durch. Zwischen den ganzen Doku-Soaps, Soap-Dokus, Arztserien, Comedyshows und Volksmusik-Sendungen finde ich tatsächlich etwas Sehenswertes: Seit fast einer Stunde läuft *Greencard* mit der fantastischen Andie MacDowell und dem charmanten Gerard Depardieu, ein Film der gut zu meinem Tee passt – beide wärmen von innen.

Und so lasse ich mich ein weiteres Mal von der feinsinnigen Liebesgeschichte zwischen der intellektuellen bürgerlichen Bronté und dem hemdsärmligen Lebenskünstler Georges mitreißen, die so schön von hinten anfängt und den beiden auferlegt, den Beginn ihrer Liebe vorab in Polaroid-Fotos nachzustellen, und die selbst von ihrem umtriebigen Innenleben überrascht werden, als sie in einer getrennten Befragung durch staubtrockene Beamte der Ausländerbehörde ihren Blick aufeinander beschreiben müssen. Plötzlich wird ihnen klar, dass ihre Ehe als vormals leere Zweckhülle längst durch echte, im Stillen hinterhergewachsene Gefühle ausgefüllt wird. An meine Fenster prasselt der Regen, während sich die beiden durch die Scheibe des *African Café* in einem langen Blick erkennen. Mein Mund wird plötzlich tro-

cken, ich brauche unbedingt etwas zu trinken. Irgendwas ist im Auge, und Hunger habe ich eigentlich auch. Den glühenden Gefühlsausbruch in der kommenden Szene finde ich sowieso zu dick aufgetragen, ich gehe besser in die Küche und schmiere mir ein Käsebrot.

Als ich mit dem Brot und einem Glas Wasser zurück bin, flimmert schon die Werbung, und ich mache aus. Ich lümmele mich aufs Sofa, beiße in mein Brot und lausche dem Trommeln der Regentropfen. Im Treppenhaus sind Geräusche – wenn es jetzt bei mir klingeln würde? Wer könnte das jetzt noch sein? Ich sehe mich in den Flur laufen und durch den Türspion äugen. Du liebe Zeit, Karo, ich hätte sie fast nicht erkannt. Ich reiße die Tür auf und wir schauen uns eine kleine Ewigkeit in die Augen.

„Darf ich reinkommen?“

Natürlich darf sie. Mein Herz hüpfte, aber ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen. Völlig durchnässt mit angeklatschten Haaren kommt sie in meine warme Küche getropft und lässt sich erschöpft auf einen Stuhl fallen.

„Luc, ich ...“

„Später“, winke ich ab und lasse schon Wasser in den Kocher laufen, „ich mache dir jetzt erst mal einen schönen heißen Tee“, und schon bin ich unterwegs, um ein Handtuch und trockene Sachen zu holen.

„Leider habe ich auf die Schnelle nur den grünen Jogginganzug gefunden, den du nicht magst“, erkläre ich mit sauertöpfischer Miene, als ich mit einem Berg Klamotten zurück bin.

Karo steht auf und haucht mir einen Kuss auf die Wange.

„Das macht doch nichts – du bist so lieb.“

Ich schicke sie mit den Sachen ins Bad, das ich für sie schon mollig warm geheizt habe und verspreche beim Hinausgehen, ihr schnell noch eine deftige Suppe zu kochen, während sie sich umzieht. Die Suppe dampft schon auf dem Tisch neben einer brennenden Kerze, als sie gefönt und grün mit einem unsicheren Lächeln wieder in der Küche erscheint.

„Ich habe noch einen Sekt im Kühlschrank“, deute ich fragend an.

Sie nickt und will ihn schon holen, da drücke ich sie sanft auf ihren Stuhl.

„Lass nur, ich habe noch viel nachzuholen.“

Ich öffne behände die Flasche und Karo wundert sich über die geschmackvollen schlanken Sektgläser, die ich aus meinem Schrank zaubere.

„So kenne ich dich ja gar nicht“, flüstert sie.

„Es ist viel passiert“, erwidere ich bedeutungsschwanger und schenke ein.

Wir stoßen an, Karo nimmt einen tiefen Schluck und schweigt längere Zeit.

„Luc, ich bin so dumm gewesen“, schluchzt sie dann.

Ich nehme sie in den Arm und gebe ihr einen Kuss.

„Ja“, sage ich.

Nein, das sage ich nicht, mir wäre bestimmt etwas Besseres eingefallen.

Ich sollte in nächster Zeit besser keine Liebesfilme mehr gucken!

Die Leute schauen mich an wie einen Weihnachtsmann am Badestrand. Ich habe Verständnis dafür, denn wen wundert es nicht, wenn einer bei fünfundzwanzig Grad mit einem großen bunten Regenschirm im Schatten einer Litfaßsäule steht und wartet. Es war eine doofe Idee mit dem Schirm, aber vor einigen Tagen hatten wir noch ein fürchterliches Herbstwetter und niemand konnte ahnen, dass Anfang Oktober noch einmal der Sommer zurückkehrt.

Ich warte auf den ICE, der um 11:04 Uhr aus Hamburg eintreffen soll. Aus einer der weißen Türen wird Britta aus Stade steigen, von der ich weiß, dass sie 33 und 167 ist, dunkle Haare und eine tiefe Stimme hat, Literatur und Skifahren liebt, klassische Musik hört und hinreißende Briefe schreiben kann. Durch die Briefe weiß ich noch eine Menge mehr über sie, aber nicht, wie sie aussieht. Die *Financial Times* unter dem rechten Arm oder eine Nelke im Knopfloch wäre als Erkennungszeichen sicher ein peinlicher Vorschlag gewesen, zumal dieser Ausflug in den Kitschroman schon an der Existenz von Knopflöchern in meiner Garderobe gescheitert wäre. Also hatte ich die Idee mit dem Regenschirm. Zumindest besteht nun keine Gefahr, dass sie versehentlich einem anderen um den Hals fällt.

Ich bin mir immer noch nicht sicher, ob es richtig war, mich auf einen langwierigen Briefwechsel mit einer Unbekannten einzulassen, ohne ein Bild zu haben. Kann der Wunsch überhaupt entstehen, sie näher kennenlernen zu wollen, wenn mich ihr Aussehen nicht ansprechen würde? Schließlich treffen wir uns mit dem Hintergedanken, in Zukunft vielleicht nebeneinander aufzuwachen. In den letzten Wochen und Monaten hatte ich öfter erlebt, dass eine sympathische Telefon-

stimme oder ein kluger Kopf nicht zwangsläufig Endorphine in mein Gehirn pumpt und ein angenehm leichtes Glücksgefühl in meinem Bauch verbreitet; jedenfalls hat mir der Sommer ganz neue Erfahrungen beschert.

Je tiefer die Erkenntnis gesackt war, dass ich mich auf ein Leben ohne Karo einstellen muss, umso mehr spukten die Singlebörsen in meinem Kopf herum, drückte ich mir die Nase an den unterschiedlichen Schaufenstern mit Kontaktanzeigen platt. Ich war bald ein Jahr allein, worauf sollte ich noch warten? Ich wollte nicht länger draußen stehen und beschloss, diese Läden zu betreten.

Das Überangebot im Internet war mir bald zu klebrig geworden: ein unüberschaubarer Dschungel an Beliebigkeiten, lauter Zugeständnisse an eine Zeit, in der es chic ist, für nichts Zeit zu haben, in der man eine E-Mail dahinschludert, statt einen Liebesbrief zur Post zu tragen. Ich fühlte mich mehr zu den Anzeigen in großen Zeitungen hingezogen, sie erschienen mir wesentlicher und forderten von ihrem Verfasser mehr Willenskraft, mehr Mühe und finanziellen Einsatz, boten dafür aber auch mehr Ernsthaftigkeit. Also habe ich mir jede Woche mehrere überregionale Zeitungen besorgt und die vielen Anzeigen abgearbeitet. Es bedurfte keiner besonderen analytischen Begabung, um schnell herauszufinden, dass der warmherzige sensible Nichtraucher die Wunschliste anführte, der verständnisvoll zuhören, humorvoll antworten und erfolgreich Geld verdienen kann. Auch wenn ich mich selbstbewusst zu dieser Spezies gezählt hätte, gab es dummerweise nur wenige Damen in meinem Alter im Angebot, auch wenn viele Ältere behaupteten, durch ihr deutlich jüngeres Aussehen eigentlich in der Altersklasse der Dreißigjährigen heimisch zu sein.

Die Stunde der Wahrheit kam, als ich irgendwann auf die Anzeige einer vierunddreißigjährigen Traumfrau antwortete und nach über drei Wochen mein Foto in einem namenlosen Briefumschlag zurück erhielt. Ich hatte mir wirklich Arbeit gemacht, hatte in mehreren Anläufen einen dreiseitigen Brief ausformuliert und darin viel über mich erzählt. Insgeheim hatte ich fest damit gerechnet, zumindest ein persönliches Schreiben zurückzubekommen. Als ich aufgrund vollmundiger Versprechen einer herben Schönheit eine weitere Bewerbung losschickte und überhaupt keine Antwort bekam, beschloss ich, nicht länger gegen die einfühlsamen charakterfesten Porschefahrer anzutreten und das Heft des Handelns besser in die eigenen Hände zu nehmen; sollten sich die Traumfrauen doch alle auf meine Anzeige melden.

Wie aber beschreibt man sich in wenigen Worten, ohne kitschig zu wirken, äußert seine Wünsche und Vorstellungen, ohne platt zu erscheinen? In den nächsten vier Wochen war ich geistig durch die Formulierung meiner Anzeige weitestgehend blockiert. Ich sinnierte auf dem Fahrrad, grübelte auf dem Klo und klebte meinen Monitor im Büro mit kleinen gelben Notizzettelchen voll. Dann war es geschafft. Ich hatte seit Tagen keine Schwächen mehr entdeckt, jedes Wort hatte Gewicht, der Text war rund, und ich konnte die Buchstaben in das Antragsformular übertragen. Als ich dann doch nach Tagen mit dem zugeklebten Kuvert endlich vor einem Briefkasten stand und die Einwurfflappe lüftete, zögerte ich noch einmal: *Hast Du das wirklich nötig?*, fragte mich mein Mann im Ohr, aber da raschelte es schon im Inneren des Kastens.

Eine Woche nach dem Erscheinungsdatum würde es spannend werden, hatte ich ausgerechnet, so lange würde es mindestens dauern,

bis meine Anzeige gelesen, eine Entscheidung gefällt, ein Brief geschrieben und zwei Postwege zurückgelegt sind. Nachdem diese Woche verstrichen war, näherte ich mich meinem Briefkasten mit der Spannung wie beim Öffnen einer Geschenkverpackung. Und tatsächlich, ein dicker brauner Umschlag überwog die Standardbriefe mit den Rechnungen und Werbeschreiben. Oben in meiner Wohnung angekommen riss ich ihn gleich auf und fischte vier weitere Umschläge aus seinem Bauch. Vier Frauen konnten es offenbar kaum erwarten und hatten postwendend geantwortet. Einer der Umschläge tat sich durch sein nüchternes Weiß und sein traditionelles DIN-Format hervor, mit dem wollte ich den Reigen eröffnen. Feierlich ritzte ich ihn oben auf und zog ein Stück liniertes gelbliches Papier heraus.

*Hallo Unbekannter*, stand da gekritzelt. Ich entzifferte dann noch eine Entschuldigung, dass der Brief aus zeitlichen Gründen nicht lang werden würde, einige Fakten und Maße und zum Schluss eine Telefonnummer mit der Bitte um Rückruf.

*Viele Grüße und tschüs, Beate*

Ja – tschüs, ich hoffte inständig, dass in diesem Umfeld Rückschlüsse über die äußere Form berechtigt seien und damit die Inhalte der anderen Kuverts etwas anspruchsvoller und bunter ausfallen würden. Leider konnte ich bei einem nur die Verzweiflungstat einer alleinstehenden Mutter zwischen den Zeilen herauslesen, die irgendeinen Ernährer suchte, die anderen waren mit Passfotos bestückt und derart einfallslos heruntergeleiert, dass sich der Verdacht einer Dauerbeschäftigung mit Heiratsanzeigen nicht ganz vermeiden ließ. Enttäuscht legte ich sie beiseite, diese frühen Vögel würden den Wurm nicht fangen.

Auch in den kommenden Tagen fand ich braune Umschläge in meinem Briefkasten. Nicht nur, dass sie sogar noch dicker wurden, auch der Inhalt wurde immer fesselnder. Je mehr Zeit verging, desto mehr fantasievolle Briefe von geheimnisvollen Frauen stapelten sich auf meinem Schreibtisch, das Lesen und Sortieren der Post war für mich zum Höhepunkt des Tages geworden. Einige hatten sich sogar kreativ betätigt, hatten eine Kleinigkeit gebastelt, eine Wortspielerei erfunden oder in einem Fall sogar ein kleines Gedicht gereimt. Wenn ich ein Foto im Umschlag bemerkte, fingerte ich es mit geschlossenen Augen heraus und steckte es in ein Buch. Dann las ich den Brief mehrere Male und versuchte, mir eine Vorstellung von der Autorin zu machen. Sobald dieses Bild in meinem Kopf entstanden war, nahm ich das Buch wieder zur Hand und zog ganz langsam das Foto heraus wie ein Pokerspieler, der mit drei Assen auf der Hand millimeterweise das Geheimnis der letzten Karte lüftet. In den wenigsten Fällen lag ich mit meiner Vorstellung richtig. Ein geistreicher Text war von einer grauen Maus geschrieben worden, die Verfasserin eines drögen Selbstporträts entpuppte sich im Nachhinein als Vamp und der selbstbewusste Förderungskatalog kam von einer kükenhaften Bürokauffrau.

Nach einigen Tagen verlor ich den Überblick und führte ein fünfstufiges Bewertungsschema ein, in das ich entsprechend viele Pluszeichen außen auf die Umschläge malte, ein zusätzliches *F* bedeutete: *mit Foto*. Nun hatte ich schnellen Zugriff auf meine Favoritinnen, konnte den direkten Verfolgerinnen gezielt eine erneute Prüfung gewähren und brauchte mich nicht mehr mit denen zu beschäftigen, die für mich nicht in Frage kamen.

Nach gut einer Woche wurden die braunen Umschläge wieder dünner und blieben wenig später bedauerlicherweise ganz aus. Diese

schmeichelhafte Phase hätte gerne noch etwas andauern können. Aber ich hatte zu guter Letzt achtunddreißig Briefe von Frauen erhalten, die mich kennenlernen wollten, elf davon hatten zum Schluss mehr als drei Pluszeichen, die schicksalhaften Begegnungen wurden greifbar. Nur: Wie sollte ich beginnen?

Da vermutlich jeder Kontakt sowieso sein Eigenleben entwickeln würde, beschloss ich, allen gleichzeitig zu antworten. Ich kramte in Fotos und zog Negative an meiner Schreibtischlampe vorbei, bis ich eines fand, auf dem meine dunklen Augen gut zur Geltung kamen. Ich ließ zwanzig Abzüge davon machen. Hatte mein unbekanntes Gegenüber nur eine Adresse angegeben, so steckte der Wunsch nach einem Antwortbrief dahinter, und ich schrieb in langen Abendstunden hingebungsvoll Briefe über mich und mein Leben, legte ein Foto dazu und schickte sie am nächsten Tag auf die prickelnde Reise. Wenn ich eine Telefonnummer und ein Foto bekommen hatte, entschied ich mich immer für den direkten Draht. Auch wenn ich im Reden gut zu Fuß bin, war mir beim ersten Telefonat mulmig, als das Freizeichen in der Leitung tutete, aber ich hatte mir meine eröffnenden Worte sauber zurechtgelegt:

*Meine Name ist Luc Weinbrand. Ich halte gerade einen sehr sympathischen Brief von dir in meinen Händen, den DU auf meine Chiffre-Anzeige hin geschrieben hast.*

Ich nannte mit Absicht keine Details aus der Anzeige, um herauszufinden, wie unmittelbar mich meine Gesprächspartnerin würde zuordnen können. Eine potenzielle Lebenspartnerin erst mal mit *Sie* anzusprechen kam gar nicht in Frage, ein Tritt ins Fettnäpfchen hätte gleichzeitig ein Stückchen mehr Klarheit bedeutet. Glücklicherweise waren die Telefonate allesamt wenig sperrig, die meisten sogar flüssig

und unkompliziert – eigentlich kein Wunder, die Damen hatten ja auch ihre Telefonnummer aus gutem Grund angegeben.

Frau Rose war von meinen Taten wenig beeindruckt, ich kannte ja ihre Meinung, nach der ich angeblich noch viel Zeit vorab auf meiner Baustelle verbringen müsse. Sie sagte aber nichts dagegen, zuckte nur leicht mit den Schultern, als ich ihr von meinen Aktivitäten erzählte, und rannte stattdessen weiter gegen meinen König an. Ich wehrte hartnäckig ihre Angriffe ab und wollte nicht klein begeben, sondern endlich auch einmal mein Spiel durchsetzen, ein Remis hatte ich ihr mittlerweile schon mehrfach abgetrotzt.

Je nach Naturell meiner Brief- oder Gesprächspartnerinnen dauerte das Hin und Her unterschiedlich lange, bis die Zeit für ein Treffen reif war, aber dann war der Tag der ersten Verabredung gekommen. Ich wollte Katrin aus Paderborn auf einer Autobahnraststätte treffen; für das gegenseitige Erkennen hatten wir unsere Autokennzeichen ausgetauscht.

„Mein Auto wird dir sowieso auffallen“, hatte ich etwas angeberisch bei unserem letzten Telefonat gesagt.

Etwas später fiel mir dann ein, dass sie sich darunter auch einen Golf mit Glitzerlackierung hätte vorstellen können, an dem oben ein Fuchsschwanz weht, der mit dem Bodenblech schon auf dem Asphalt schabt und dessen Fahrer man nicht unbedingt kennen muss. Zum Glück kam sie trotzdem. Wir hatten zusammen einen herrlichen Spaziergang, eine prima Pizza und die Erkenntnis, dass es nichts mit uns werden wird.

Alle anderen Begegnungen endeten mit dem gleichen Ergebnis, nur der Verlauf war jedes Mal ein anderer. Mit der wuschelköpfigen Petra hatte ich mich zum Brunch verabredet, mit der Narkoseärztin Susanne

abends in einer Kneipe und mit Heike aus dem Schwäbischen am Eingang vom Zoo. Franziska aus Bonn hatte eine strenge Frisur und unser Date lief sehr förmlich ab, Jutta spielte Cello, und bei ihr hatte ich schnell das Gefühl, als ob wir uns schon lange kennen würden, was uns einen zwanglosen und sehr unterhaltsamen Abend bescherte. Mit der intellektuellen Esther diskutierte ich über Windenergie, mit Beatrice und ihren hübschen Sommersprossen ging es stundenlang über Beziehungen im Allgemeinen und im Speziellen, und bei Ute aus Hessen blickte ich fortwährend in tiefbraune Augen hinter einem autoritären dunklen Brillengestell, während ich amüsiert ihren skurrilen Erlebnissen mit Chiffre-Bekanntschäften lauschte, bei denen Männer ihrem Geschlecht keine Ehre gemacht hatten. Oft hatten sie in ihren Sonntagsanzügen und mit ihren Gel-Frisuren nur dagesessen, hatten sie angestarrt oder, noch schlimmer, dauernd irgendetwas unter dem Tisch beobachtet, hatten kaum ein Wort gesprochen, um am Ende blass erstaunt zu sein, dass aus der Romanze nichts wurde. Wir hatten herzlich miteinander gelacht, aber uns dann unverbindlich verabschiedet.

Nur einige meiner Kandidatinnen hatten zum Schluss den Wunsch geäußert, mich wiederzusehen, mit allen anderen gab es einfach keine weiteren Verabredungen. Bereits vor dem allerersten Treffen hatte ich mir Gedanken über das Auseinandergehen für den Fall gemacht, dass die Situation zum Schluss unklar wäre. So hatte ich aus Furcht vor unehrlichen Wackelpartien allen Frauen vorab am Telefon vorgeschlagen, aus der Vorgeschichte zu unserem Treffen keine Verpflichtungen abzuleiten. Es wäre doch eine probate Notrutsche, wenn wir aus dem manipulierten einfach einen echten Zufall machen würden: Zwei Menschen lernen sich kennen, und ein weiteres Treffen wird sich ergeben, wenn beide das wollen. Andernfalls trennt man sich so, wie das

eben bei einer Zufallsbekanntschaft am Wegesrand ist: keine Verletzungen, kein betretenes Schweigen oder umständliches Erklären – mach's gut, es hat mich gefreut.

Vielleicht ist es bei Britta anders, bei Britta ist sowieso alles etwas anders. Ihre Briefe erzählen, statt aufzuzählen, sie fragen nicht ab, sondern provozieren Antworten. Britta erwähnt nicht, dass sie humorvoll sei, sondern findet treffende Formulierungen, sie beteuert nicht ihre Fantasie, sondern schreibt in Bildern und schickt mir Nordseesand im Zuckertütchen. Sie betont nicht, wie selbstbewusst sie sei, sondern stellte mich vor die Tatsache, dass ich kein Foto von ihr bekommen würde, weil ihr das nicht angemessen erscheint. Ihre Art fasziniert mich, und so entstand das Porträt im Kopf von ganz allein, das sich gleich an der Wirklichkeit wird reiben müssen. In jedem Fall beflügelte es mich zu seitenlangen Ergüssen und fesselte meinen inneren Blick immer mehr, sodass selbst Karos Bild mitunter verblasste. Oft konnte ich es kaum erwarten, den nächsten ihrer sprühenden Texte zu lesen, oder im Posteingang ihren Namen am Bildschirm zu lesen, und stets antwortete ich postwendend, um nicht zu viel Zeit verstreichen zu lassen.

Natürlich musste sich auch unser knisternder Briefwechsel irgendwann einer persönlichen Begegnung stellen. Britta hätte sicherlich noch ein paar Mal hin und her geschrieben, aber ich forderte ein Treffen ein. Jetzt wollte ich endlich genau wissen, wer hinter den schönen Briefen steckt, denn mein Wunschbild verselbstständigte sich zunehmend und wurde mir langsam unheimlich.

Die Bremsen des einfahrenden Zuges schreien. Hinter einer der vielen Türen steht jetzt eine Frau in der Schlange und wartet wie die

anderen Fahrgäste darauf, auszusteigen und anzukommen. Sie kommt wegen mir und ist einige hundert Kilometer gereist, um Antwort auf die Frage zu bekommen, ob ich der bin, den sie aus meinen Briefen herausgelesen hat. Vielleicht werde ich in einigen Minuten von ihr beeindruckt sein, in einigen Stunden in sie verliebt und in kurzer Zeit mit ihr zusammen? Vielleicht werden wir ein Traumpaar sein, Kinder haben und zusammen auf einem Grabstein stehen?

Ich bin nervös und beobachte die herausquellende Menschenmenge wie ein Gladiator den Daumen von Nero. Die da könnte es sein – nein, wohl kaum, sie spricht in ein Handy und das macht keinen Sinn. Was wäre, wenn es die in dem bunten Kleid wäre? Sie sieht sympathisch aus und schaut suchend umher. Aber sie hat nur eine Handtasche dabei. Da hält ihr schon ein dunkelhaariger Kavalier von hinten die Augen zu – Fehlanzeige. Hoffentlich ist es nicht die, die gerade mit ihrem Koffer auf mich zugerollt kommt – Glück gehabt, sie rollt vorbei. Vielleicht ist sie gar nicht im Zug gewesen, hat kalte Füße bekommen oder verschlafen? Plötzlich fällt mein Blick auf eine dunkelhaarige Schönheit in einem hellen Hosenanzug, die in meine Richtung kommt. Sie trägt eine Reisetasche in der rechten Hand und hat einen Laptop über der Schulter hängen. Was kann Britta hier mit einem Computer wollen? Vielleicht musste sie unterwegs noch etwas arbeiten? Ich rücke den Schirm sicherheitshalber noch etwas mehr in den Vordergrund und starre sie an. Sie misst mich kurz, lächelt schnippisch und zieht vorbei.

„Luc?“

Ich fahre herum. Das also ist Britta Immhausen. Sie ist weder hübsch noch hässlich, hat glatte halblange Haare, wässrig blaue Augen und dünne Lippen. Sie trägt Jeans und eine bestickte, orientalisch

aussehende Weste. Alles, was ich bisher von Britta kannte, hatte mich zu der Annahme verleitet, dass ihr Erscheinungsbild ebenfalls in der grauen Masse leuchtet – aber wäre mir diese Frau jemals aufgefallen?

„Hallo, Britta, schön, dass du da bist“, ich versuche zu lächeln.

„Ja, ich freue mich auch.“

Sie gibt mir ihre Hand, die sich kalt und feucht anfühlt.

„Wie war deine Reise?“, höre ich mich fragen.

Sie erzählt die üblichen Zugabteilgeschichten, während ich mir schon Gedanken über den weiteren Verlauf mache. Mein Wolkenkratzer gerät ins Wanken, ich ahne, dass er bald in sich zusammenfallen wird. Aber ich will mich gar nicht auf dieses Schauspiel konzentrieren, ich habe mir etwas vorgenommen und werde mich daran halten.

„Hast du Hunger oder Durst?“, frage ich weiter.

Sie schüttelt den Kopf.

„Wenn du Lust auf einen Spaziergang hast, könnten wir ein Stückchen rausfahren. Mein Auto steht in der Bahnhofsgarage“, schlage ich vor.

Sie ist einverstanden. Ich schnappe mir galant ihren Rollkoffer, und wir schlendern los. Bei mir will schlechte Laune aufkommen, aber ich will sie jetzt nicht haben, ich will uns eine faire Chance geben, dieser Tag gehört Britta Immhausen und mir.

Als wir in der Tiefgarage vor meinem Mercedes–Cabriolet stehen, ist sie perplex.

„Junge, Junge“, sagt sie, „so was hätte ich dir gar nicht zugetraut.“

Ich grinse geschmeichelt, schließe rechts auf und öffne die Tür.

„Bitte sehr“, sage ich in Chauffeursmanier, sie sackt auf den Beifahrersitz, und ich gebe der Tür einen leichten Schubs, dass sie mit einem satten Plopp ins Schloss fällt.

Auf der Fahrt kommt das Gespräch nur mühsam in Gang, die Haare flattern, und ich bin damit beschäftigt, meine Vorstellungen der unverrückbaren Realität anzupassen. Es ist erstaunlich, wie schnell und in welcher Klarheit sich ein Sekundenurteil bilden kann. Was denkt sie wohl gerade? Ob auch sie enttäuscht ist? Vielleicht hätten wir noch monatelang Briefe schreiben, telefonieren und Schnappschüsse aus unserem Leben an die E-Mail hängen sollen, bis wir uns mit dem Gefühl begegnet wären, alte Bekannte zu sein, die sich lange nicht mehr getroffen haben.

„Eine schöne Gegend ist das hier“, bemerkt sie.

Ich ergreife dankbar die Gelegenheit und erzähle über meine Stadt und die unendlich vielen Möglichkeiten, die sie und das Umland bieten. Das Thema ist sehr ergiebig, und mir fällt immer noch was ein, auch als wir schon längst den Wagen auf dem Wanderparkplatz abgestellt haben und im Stadtwald unterwegs sind.

Ich bin gerne hier, Karo und ich sind hier stundenlang gegangen, haben auf abgesägten Bäumen gesessen oder sind auf einen der Hochstände geklettert. Britta hört mir geduldig zu, fragt manchmal nach oder erzählt, wie es bei ihr in Stade ist.

„Bei uns gibt es nicht so viele Wege und schöne Plätze zum Rasten außerhalb der Stadt, jede Wiese ist eingezäunt“, sagt sie.

Ich möchte im Moment gar nicht rasten, ihr gegenüber sitzen und ihr ins Gesicht sehen. Ich stelle mir vor, diese dünnen verkniffenen Lippen zu küssen – es geht nicht.

„Und deine ehemalige Freundin lebt auch noch hier?“, will sie plötzlich wissen. Ehemalige Freundin? Ach ja, sie weiß ja nur, dass ich vorher länger liiert war.

„Ja, sie lebt in der Oststadt“, erwidere ich, „sie hat da jetzt eine Wohnung in einem ziemlich verkommenen Haus aus den Sechzigern, wo sie doch sonst so viel Wert auf Wohnkultur legte. Vorher hatten wir eine richtig schöne Altbauwohnung mit Dielenböden und Stuckdecken.“

Wir wandern weiter eine kleine Anhöhe hinauf. Sie fragt nach Details aus meinem früheren Leben, und ich gebe bereitwillig Auskunft. Als wir oben sind, liegt uns die Stadt zu Füßen.

„Da vorne ist die Oststadt“, erkläre ich und zeige mit dem Finger auf einen Stadtteil.

„Dachte ich es mir doch, auf der Nordhalbkugel steht die Sonne mittags nun mal im Süden“, sagt sie etwas patzig, dreht sich um und geht zurück.

Die beiden Rücklichter des ICEs nach Hamburg verschmelzen in der Ferne zu einem roten Punkt. Mir geht es wie einem, bei dem gerade eine schwere Klausur verschoben wurde. Ich bin für den Moment erleichtert und weiß gleichzeitig, dass sich im Grunde nichts erledigt hat. Eine große Blase ist geplatzt, die große Illusion ist dahin, dass mit ein paar Zeilen Anzeigentext der glückliche Umstand beherrschbar werden würde. Ich werde Britta nie wiedersehen, vielleicht werde ich ihre Briefe noch eine Zeit lang aufheben wie die Eintrittskarten zu einem herausragenden Konzert oder berühmten Theaterstück, die man nicht gleich wegwirft, um die Verbindung dazu nicht so abrupt abreißen zu lassen.

Der übrige Tag hatte sich langsam auf den Showdown hinbewegt. Nach dem Spaziergang im Stadtwald fuhren wir auf einen Kaffee in einen Landgasthof, saßen dort in der Spätsommersonne und rührten in

unseren Tassen. Britta war nach wie vor eine angenehme Gesprächspartnerin mit Humor und Tiefgang, aber das Damoklesschwert einer Richtungsentscheidung hing allgegenwärtig über uns und ließ die Unterhaltung immer wieder schwergängig werden. Im Anschluss fuhren wir in die Stadt, bummelten dort herum, sprachen über Gott und die Welt, aber nicht über uns.

Am späten Nachmittag wurden wir hungrig, und ich lud Britta zum Chinesen ein. Die Zubereitung dauerte länger als geplant, und wir bekamen beide zum Trost einen Glückskeks, ein denkbar unpassendes Geschenk in dieser Situation. Britta ließ ihren Keks einfach liegen, während ich umständlich an der Verpackung herumfummelte.

„Ich wollte eigentlich bis morgen bleiben“, platzte sie heraus, „aber ich bin mir nicht mehr sicher.“

Jetzt war ich gestellt, konnte mich nicht mehr verstecken.

„Ich glaube es ist besser, wenn du nicht bleibst“, presste ich hervor.

„Was ist denn der Grund, dass du das glaubst?“, wollte sie nach einer kleinen Ewigkeit wissen.

Ich zuckte hilflos mit den Schultern, mir fiel keine Antwort ein, die nicht verletzend und trotzdem richtig gewesen wäre.

„Es liegt an der Chemie“, sagte ich schließlich und war mir gleichzeitig bewusst, wie banal dieser Spruch im Augenblick war.

Ich war zu feige, ihr und in gewisser Weise auch mir selbst einzugestehen, dass ihr blitzgescheiter Kopf und ihre humorvolle Art nicht ausgereicht hatten, um als Frau genug Anziehungskraft auf mich auszuüben.

Das Essen kam, und ich war meiner Ente süß-sauer dankbar, mich jetzt mit ihr beschäftigen zu können. Wir aßen wortkarg, ich zahlte für uns beide, während Britta schon in ihrem Fahrplan las. Ich merkte,

dass sie unbedingt eine Normalität aufrechterhalten wollte, aber sie hatte Mühe, ihrem Anspruch an sich selbst gerecht zu werden.

Zehn Minuten später waren wir wieder im Parkhaus, angelten ihren Koffer aus dem Kofferraum und rollten damit zum Bahnsteig.

„Ich werde keine Anzeige mehr aufgeben“, sagte ich fast entschuldigend.

„Gute Idee“, gab sie zurück, „Du solltest besser zuerst deine jüngere Vergangenheit aufgeben.“

Mir schoss unweigerlich die Frage durch den Kopf, ob Britta wohl auch gut in Schach ist, aber sie zu stellen war jetzt nicht der Zeitpunkt. Der Zug rollte endlich nach langatmigen Lautsprecherdurchsagen ein, ich gab ihr die Hand und wünschte ihr alles Gute, was hätte ich anderes tun können? Sie gab das Gleiche zurück und verschwand hinter den verspiegelten Scheiben; eine Eintagsfliege in meinem Leben.

Ich gehe gedankenverloren zu meinem Auto zurück und fahre heim. Meine langsam wachsende Überzeugung hat wieder neue Nahrung erhalten: Bekanntschaften über ein Inserat stehen im Grunde unter keinem guten Stern. Wenn zwei einsame Herzen sich anonym kennenlernen, dann werden alle Wünsche und Vorstellungen in die angenehme Männerstimme am Telefon oder in das hübsche Sonnenscheinfoto hineinprojiziert. Bei mir war es nicht anders, immer wenn ich einen Brief interessant oder ein Foto anziehend fand, puzzelte meine Fantasie sofort aus den gefundenen Teilchen das Wunschbild für eine neue Beziehung zusammen, und die sah der alten erstaunlich ähnlich. Die Rasterfahndung nach meiner zukünftigen Lebenspartnerin spuckte zum Schluss immer wieder den braunhaarigen Frühlingstyp mit Jeansfigur aus, der sich für schöne Bilder interessiert, gut kochen und einen Computer bedienen kann, Fahrrad fahren mag und Bücher verschlingt.

Auf dem Weg durchs Treppenhaus finde ich im Briefkasten seit Langem wieder einen dicken braunen Briefumschlag, aber es ist ein anderes Braun als das Gewohnte. Vielleicht gibt es plötzlich noch Nachzügler? In der Wohnung falle ich auf meine Liege und reiße den Umschlag gespannt auf.

*Anwaltskanzlei Dr. Dorflinger & Kollegen* lese ich im Briefkopf – was können die von mir wollen?

*Sehr geehrter Herr Weinbrand, unter Vorlage der beiliegenden Vollmacht zeige ich in der Sache Herbst gegen Weinbrand wegen Ehescheidung die Vertretung der Antragstellerin an.*

Das kann nicht sein, was ist das für ein Tag heute? Ich lasse den Brief sinken, die restlichen Seiten interessieren mich nicht, irgendein unsichtbarer Kerl hat mir mit voller Wucht in den Magen geboxt. Am liebsten würde ich das Schreiben zerreißen und nie bekommen haben. Ich hatte heimlich so gehofft, dass sie dieses Seil nicht durchschneiden will. Aber ich bin wohl nur noch Ballast, der sie behindert, also ist es egal, ob ich ins Leere falle. Warum hat sie mir vorher nichts gesagt? Was ist, wenn ich nicht einverstanden bin? Vielleicht kann ich sie noch umstimmen, ich muss unbedingt sofort mit ihr sprechen.

Der Regen hat kaum noch Löcher, durch die hindurch ich etwas sehen könnte, die Autoheizung bemüht sich vergeblich um freie Sicht, aber die Scheibenwischer kapitulieren fast vor den Sturzbächen – es hilft nichts, ich muss mich durch diese Waschküche zu einer Hochzeit in einem Nachbarort vortasten. Der warme Altweibersommer des letzten Wochenendes ist wieder so schnell verschwunden, wie er gekommen war. Sicher hatte sich das Brautpaar vor einigen Tagen noch darauf gefreut, am heutigen Samstag mit offenem Verdeck durch die Gegend zu brausen. Jetzt werden sie sich tüchtig ärgern und haben auch mehr Grund dazu als ich, der sein weißes Schmuckstück lediglich umsonst gewaschen hat. Aber dreckige Autos oder die Hochzeit anderer Leute sind mir im Moment sowieso egal, der Tag heute besteht für mich eigentlich nur aus seinem Ende. Für den Abend hat Karo mir eine Audienz gewährt.

Ich hatte sie gleich am letzten Sonntag angerufen, um mich mit ihr treffen zu können. Das Schreiben des Anwalts hatte in der Nacht schwer in meinem Magen gelegen, und ich war ähnlich zerschlagen aufgewacht wie der Wolf im Märchen, dem gerade Wackersteine von den Geißlein in den Bauch hineinoperiert worden waren. Sie war ungnädig am Telefon, hatte aber schließlich doch eingewilligt. Am liebsten wäre ich gleich zu ihr gefahren, aber ihr Wochenende war natürlich schon verplant, und so musste ich sieben endlose Tage warten. Ich glaube eigentlich nicht an Wunder und weiß, dass ein Versprechen in einem Standesamt im Ernstfall nicht viel wiegt, aber mir geht es wie einem unheilbar Kranken, der seine letzte Hoffnung in ein paar Moleküle in homöopathischen Tropfen setzt. Von unserem gemein-

samen Leben sind nicht mehr als zwei Ringe geblieben, die in irgendwelchen Schubladen untergewühlt sind, aber eine gültige Heiratsurkunde existiert und ist jetzt die letzte Verbindlichkeit zu meiner Frau.

Endlich habe ich die Adresse gefunden, ein Mehrfamilienhaus, vor dem einige große BMWs und Mercedes älteren Typs kreuz und quer auf dem Gehweg geparkt sind. Ich suche eine Parklücke und laufe durch den Regen zur Haustür. *Bogowski* steht auf einer unteren Klingel – ich bin richtig. Nach ein paar Sekunden summt die Haustür auf und eine Wohnungstür im Hochparterre öffnet sich. Bevor jedoch jemand den Kopf rausstreckt, dringt eine dicke Qualmwolke durch den Türspalt ins Treppenhaus. Dann taucht ein etwa vierzigjähriger Mann im Nebel auf, der mich sofort an einen Eintreiber der Zaplata-Familie aus den Theo-Filmen mit Marius Müller-Westernhagen erinnert. Seine nach hinten gekämmte dunkle Lackfrisur passt wunderbar zu dem obligatorischen dünnen Oberlippenbärtchen, wobei Goldkettchen an Hals und Handgelenken sowie ein beiger Anzug mit Rüschenhemd das Gesamtbild stilvoll abrunden.

„Ah Meister, du kannst noch einen Moment reinkommen“, begrüßt er mich und streckt mir seine gelbe Nikotinhand entgegen.

Die offene Tür ist wie ein Überdruckventil für den komprimierten Rauch im Inneren der Wohnung, der nun in Schwaden die Treppe hochzieht. Drinnen plärrt durch das Gemurmel der vielen Gäste die aufdringlich hektische Stimme eines Radiomoderators.

„Besten Dank, aber ich warte lieber draußen.“

„Brauchst nicht schüchtern sein, draußen wirste doch ganz nass.“

„Nein, nein, ich werde in meinem Auto warten“, erkläre ich mit bestimmtem Ton und flüchte mich in meine Ledersitze.

Was werde ich heute Abend sagen, wie werde ich anfangen und was müsste passieren, damit mein Versuch ein Erfolg wird? Seit einer Woche bereite ich mich gedanklich auf das Gespräch mit Karo vor, aber ganz genau weiß ich immer noch nicht, was herauskommen soll. *Du hast keine Chance, ergreife sie*, habe ich mal in einem Sponti-Aufruf gelesen, das ist wohl meine Situation – es ist zum Verzweifeln.

Herr Zaplata kommt unter einem Schirm zu meinem Wagen gehastet, fast hätte es ihm die Zigarette ausgeregnet.

„Meister, kannst du mal etwas näher ranfahren?“

Ich nicke und starte den Wagen. Als ich in Position bin, erscheint bald darauf die Braut an der Haustür. Sie trägt ein langes weißes Kleid, hat halblange blonde Haare und sieht von Weitem hübsch aus. Ich schiebe den Beifahrersitz nach vorne, springe heraus und halte die Tür auf, während ein junger Mann in einem altertümlichen braunen Anzug die Braut unter einem Schirm zum Auto geleitet und dann selbst vorne einsteigt. Ich bin kaum wieder auf meinem Sitz, da fummelt er schon an einer Zigarettenschachtel herum.

„Bitte hier drinnen nicht rauchen“, ermahne ich ihn etwas genervt.

Er schaut mich fragend an.

„Meine Bruder kann niacht deitsch“, sagt die Braut zu mir und übersetzt dann meinen Rüffel ins Russische.

Sie ist auch aus der Nähe ganz hübsch, hat ein sympathisches Gesicht und schön geformte blaue Augen. Allerdings ist sie stark geschminkt, wodurch es mir schwerfällt, ihr Alter zu schätzen, vielleicht ist sie siebenundzwanzig.

Wir sitzen und warten.

„Aus welchem Land kommen Sie“, will ich wissen.

Sie erzählt in gebrochenem Deutsch, dass sie aus Kasachstan käme, dort Ärztin gewesen sei und seit einem Dreivierteljahr in Deutschland leben würde.

„Ichh bin sehhh fröhlich, in Deitschland zu sein“, versichert sie mir.

„Wohnt Ihr Bruder auch hier?“, frage ich weiter.

Nein, der Bruder wäre nur zur Feier gekommen, ihre ganze Familie würde noch in Kasachstan leben. Langsam bekomme ich eine leise Ahnung, was hier gespielt wird.

„Ich heiße Luc Weinbrand“, stelle ich mich vor und gebe ihr umständlich die Hand nach hinten.

„Ichh bin Anna.“

Sie nimmt meine Hand und lächelt ein bisschen verlegen. Eine Strähne fällt ihr ins Gesicht. Vielleicht sollte ich einfach losfahren und selbst Anna heiraten, vielleicht wäre uns beiden damit geholfen?

Zu spät, Herr Zaplata klopft an die Beifahrerseite, der Bruder springt raus und lässt ihn hinten einsteigen. Ich sehe, wie sich eine Menge pomadiger Gestalten auf die umherstehenden Ludenautos verteilt, starte den Motor, und wir fahren los zur Kirche.

„Und, Zuckerm Maus, bist du glücklich?“, fragt er sie suggestiv.

„Ja, Holgerr.“

Er lümmelt sich auf die Rückbank und schafft es dabei trotzdem, dem romantischen Anlass gerecht zu werden und seinen Arm um sie zu legen.

Vor der Kirche versammelt sich Alt und Jung vor dem Haupteingang und lässt gemeinsam noch einmal einen beachtlichen Atompilz zum Himmel emporrauchen. Die Männer tragen entweder schmalzige Langhaarfrisuren oder sind fast kahl geschoren, die Frauen haben bauschige Mähnen, deren Farbton wenig glaubwürdig erscheint. Anna

und ihr Bruder stehen etwas abseits und reden in ihrer Muttersprache. Dann läuten die Glocken, und die Gemeinde begibt sich ins Innere der Kirche.

„Meister, du darfst ruhig auch mitkommen“, fordert Zaplata–Junior mich auf.

„Danke, aber ich muss doch noch den Wagen umdrehen und mir die Route zum Lokal anschauen.“

Die Kirchentür schließt sich von innen und der Vorplatz sieht aus, als ob die Zeremonie schon längst vorbei wäre und die Blumenmädchen heute ausnahmsweise mit Zigarettenkippen geworfen hätten. Der Regen hat aufgehört, ich schließe den Wagen ab und gehe das Sträßchen ein Stück hinunter. Aus einiger Entfernung höre ich noch, wie drinnen jemand auf der Trompete kurzatmig Schuberts *Ave Maria* intoniert, sicher ein Zeichen progressiven Abstandes zum traditionellen Kirchgängertum.

Was wird anders sein, wenn Karo die Scheidung unbedingt will? Wir sehen uns selten, jeder lebt sein Leben, ohne dass es Berührungen gibt. Ab und zu finde ich zufällig ein Relikt aus unserer Zeit in meinen Dingen, ein Buch von ihr mit einer Widmung von mir selbst, ein Gepäckschild mit ihrem Namen oder ein Paar Socken, das mir zu klein ist. Es wird wohl nichts anders sein, es wird sich nur anders anfühlen. Es ist wie beim Löschen eines Lagerfeuers, zuerst qualmt es noch eine Zeit lang, aber irgendwann verfliegt der Rauch langsam und es bleibt nichts mehr als der Geruch in den Kleidern. Lohnt es sich wirklich, darum zu kämpfen, dass es ein wenig länger qualmt? Von weit her kommen plötzlich die Bilder aus der Zeit, in der dieses Feuer einmal entfacht wurde. Ich musste zuerst eine ganze Zeit lang zündeln, aber dann prasselte es gewaltig los.

Das erste Mal fiel Karo mir vor über neun Jahren während einer Kellerfete im Studentenwohnheim auf. Zu dieser Zeit bemühte ich mich eigentlich gerade mit steigendem Erfolg um meine brünette Kommilitonin Christine, die ich beim Milchreisessen in der Mensa kennengelernt hatte, und ich hätte daher gegen andere Einflüsse immun sein müssen. Aber Karo tanzte sehr rhythmisch und extrovertiert, wirbelte ihre braunen Locken durch die Luft, sodass ich die Augen kaum von ihr lassen konnte. Häufig war mir jedoch der Blick verstellt, denn es war immer ein Schwarm irgendwelcher Kerle um sie herum, an ein Ansprechen ohne einen bedenklich hohen Ausschlag auf der nach oben offenen Peinlichkeitsskala war nicht zu denken. So tanzte ich möglichst nah an sie heran und versuchte, irgendwie ihre Aufmerksamkeit zu bekommen, aber so sehr ich auch tanzte und mit den Armen fuchtelte, sie war ganz bei sich und schien sich nicht im Geringsten für ihre Umgebung zu interessieren.

In den nächsten Tagen zog ich unauffällig Erkundigungen ein und fand heraus, dass sie seit kurzer Zeit in einem anderen Stockwerk wohnte, Charlotte hieß, eine rote 2CV-Ente mit Göttinger Kennzeichen fuhr, Architektur studierte und unglücklicherweise einen Freund hatte, der aber nur am Wochenende aufkreuzte und wohl von außerhalb kam. Tatsächlich tauchte am nächsten Wochenende auf dem Parkplatz vor dem Wohnheim ein gammelig kleiner Ford mit Göttinger Nummernschild auf. Ich wollte mir unbedingt einen Eindruck verschaffen und legte mich auf die Lauer, ohne mir einzugestehen, wie wichtig mir das schon geworden war. Mein Fahrrad hatte es schon seit ewiger Zeit nötig, und so putzte, pumpte und ölte ich so lange im Hof, bis Karo mit einem langweilig aussehenden Typen an mir vorbeikam, den ich auf Mitte dreißig schätzte. Ich blickte von meiner

Arbeit auf, sagte mein *Hallo*, bekam ein *Hallo* zurück und sah den beiden nach. Sie gingen nebeneinander wie ein altes Ehepaar, er einen halben Schritt voraus, stiegen in den *Fiesta*, knallten die Türen zu und röhren mit kaputtem Auspuff davon.

In den darauf folgenden Wochen stellte ich fest, dass die Gedanken an diese neue Mitbewohnerin immer mehr Raum einnahmen. Ich suchte im Vorlesungsverzeichnis nach passenden Veranstaltungen, um sie zufällig im Foyer treffen zu können, schnorrte Kaffeepulver auf ihrem Stockwerk und besuchte alle hausinternen Events, ohne sie jedoch zu Gesicht zu bekommen. Die Feten jeden zweiten Donnerstag in der Kellerbar waren zum magischen Datum geworden, meistens war sie da, und einmal wechselten wir sogar ein paar Worte, nachdem sie meinen Thekennachbarn nach dem Gitarristen der *Dire Straits* gefragt und ich *Mark Knopfler* hinausposaunt hatte, bevor der andere den Mund aufmachen konnte. Da hatten wir gleich ein Thema, und ich konnte in Erfahrung bringen, dass sie gerne *U2*, *Phil Collins* und *Eric Clapton* hörte. An diesem Abend ging ich beseelt in meine Zwölf-Quadratmeter-Klausur zurück, Christine war aus meinem Kopf verschwunden.

Nach einigen weiteren Wochen machte der Himmel mir plötzlich ein Geschenk – am Schwarzen Brett fand ich einen Aushang:

*Biete eine MfG nach Göttingen, Donnerstag 9. Dezember 17:00 Uhr, Rückfahrt Sonntag Nachmittag, Charlotte Herbst, 2. Stock.*

Ich hatte keine Ahnung, was ich in dieser Gegend sollte, aber es dauerte nur wenige Sekunden, bis ich auf dem Weg in den 2. Stock war. Sie war zum Glück in ihrem Zimmer, und ich buchte mit klopf-

fendem Herzen den Platz zum Göttinger Hauptbahnhof, denn dieses Ziel eröffnete alle Möglichkeiten, mir später in Ruhe etwas für die zweieinhalb Tage Wartezeit bis zur Rückfahrt überlegen zu können.

Am Donnerstag erschien ich überpünktlich am vereinbarten Treffpunkt mit Rucksack, Schlafsack, einer Rückfahrkarte Göttingen–Berlin und einer Alibi–Geschichte, weswegen ich nach Göttingen reisen wollte. Ich hatte kurzerhand einen alten Freund in Hannover erfunden, der an diesem Wochenende eine Geburtstagsparty veranstaltete, aber in Wirklichkeit wollte ich die Zeit nutzen und endlich einmal das gesamte Berlin nach dem Fall der Mauer erkunden. Ich verstaute mein Zeug auf der Rücksitzbank zwischen Karos Taschen, und wir knatterten los.

Sie entschuldigte sich gleich zu Beginn, dass die Reisegeschwindigkeit ihrer Ente nur ungefähr neunzig sei, weil sonst eine Verständigung unmöglich würde, aber ich nahm die Entschuldigung gelassen hin – von mir aus hätte sie im dritten Gang fahren können. Sie hörte regelmäßig den Verkehrsfunk aus einem knisternden Autoradio ab, aber ich hoffte inständig, dass wir in einem kilometerlangen Stau übernachten und vom Roten Kreuz mit heißem Tee und warmen Decken versorgt werden müssten. Manchmal geriet der Verkehr etwas ins Stocken, und meine Hoffnung auf eine angenehm lange Fahrt stieg, aber sie musste jeweils nur kurz runterschalten, und dann rollte der Verkehr schon wieder an. Ihre Hand war beim Schalten ganz nah an meinem Knie, sie stocherte geschickt mit dem knubbeligen Ganghebel im Armaturenbrett herum, und ich hätte sie so gerne berührt.

Ich war überrascht, wie schnell man mit neunzig vorankommen kann. Die Zeit flog vorbei, und es fühlte sich an, als ob wir uns schon lange kennen würden. Es gab kaum Gesprächspausen, die Themen

reiheten sich mit einer Selbstverständlichkeit aneinander wie Perlen auf einer Kette. Ich erfuhr von ihrer Schwäche für dicke Historienromane und zeigte mich begeistert über ihren Fundus an Büchern, die ich mir jetzt alle nacheinander würde ausleihen können, ohne dieses Genre eigentlich besonders zu mögen. Wir kamen auf Studium, Berufe, Politik und irgendwann auf unsere Lebensperspektiven.

„Hast du eigentlich eine feste Freundin?“, wollte sie plötzlich wissen.

„Nein“, erwiderte ich, „und DU, war das neulich dein Freund?“

Meine Ohren gingen auf wie Scheunentore, ich wollte jedes Detail dieser Antwort mitbekommen.

„Ja“, sagte sie nüchtern, und ich konnte alles und nichts dort hineininterpretieren.

Auf einer Raststätte besorgte ich uns eifrig zwei Becher Kaffee und süße Teilchen, während sie auf der Toilette war. Als ich im Anschluss auch alles beflissen wieder abräumte, schaute sie mich überrascht an, ihre blaugrauen Augen ruhten einen Moment länger in meinen als unter Fremden üblich.

„Du bist wohl der geborene Hausmann“, sagte sie spitz.

Ich zögerte – jetzt nur keinen Fehler machen!

„Meine Bestimmung ist es vielleicht nicht gerade, aber ich kann mich darauf einstellen“, antwortete ich salomonisch.

Viel zu schnell kamen wir in Göttingen an, Karo brachte mich zum Bahnhof, und wir verabredeten uns für Sonntag um vier. Sie wünschte mir noch ein schönes Wochenende bei meinem alten Kumpel und knatterte mit ihrer Ente davon. Das erste Mal nervte mich ihr doofer Freund: Ich wurde spät am Abend allein in einer fremden Gegend ausgesetzt, während dieser Langweiler die Zeit mit Charlotte verbrin-

gen durfte. Zum Glück hatte ich etwas Handfestes vor und eine halbe Stunde später saß ich schon im Zug nach Berlin. Ich hatte keinen Plan, wie ich die Nacht verbringen würde, aber an Schlafen auf Vorrat im Zug war nicht zu denken. Karo füllte meinen gesamten Gedanken- und Gefühlsraum aus wie Plätzchenduft die Küche in der Vorweihnachtszeit, Adrenalin pulste durch meine Adern, und ich ließ gedankenverloren die Welt draußen an mir vorbeifliegen.

Ich kam weit nach Mitternacht am Bahnhof Zoo an, suchte mir in einem Stadtmagazin eine geeignete Kombination aus Kneipe und Frühstückscafé heraus und hing dort bis zum Morgen herum. Dann machte ich mich hundemüde zur Jugendherberge auf, verhandelte ein Arrangement und fiel in einen traumlosen Tiefschlaf, der mit einer mehrstündigen Unterbrechung am späten Nachmittag bis zum nächsten Tag andauerte. Für Samstag hatte ich mir dann ein straffes Programm zurechtgelegt: Ich besuchte die Bernauer Straße, den ehemaligen Checkpoint Charly und den Bahnhof Friedrichstraße, in dessen verzweigtem Labyrinth ich vor vielen Jahren in einer der langen Schlangen gestanden hatte, während misstrauisch dreinblickende DDR-Grenzer in einem kahlen Wachhäuschen immer wieder ihren Blick zwischen meinem Gesicht und dem grünen Reisepass hin und her schweifen ließen, bevor ich das Tagesvisum für fünfundzwanzig Mark erwerben durfte. Ich schaute mir die Großbaustelle am Potsdamer Platz an und fuhr mit dem 100er Bus quer durch Ost-Berlin, wo der Kapitalismus schon mit prunkvollen Glasfassaden zwischen den trostlosen braungrauen Ostblock-Gebäuden eingesickert war. Selbst der sympathisch schneidige Geher mit seinem akkurat stehenden Kompagnon war schon hier und da gegen die freudlosen Ampelmännchen aus dem Westen ausgetauscht worden.

Ich kaufte mir eine billige Krawatte und ging ins Spielcasino, um mein Glück in der Liebe auszuloten. Fünfzig Mark auf *Schwarz* war mir der Test wert, und ich war fast erleichtert, als *Rot* kam. Am Ausgang des Casinos band ich die Krawatte gleich wieder ab und ließ sie unter den Augen des Türstehers demonstrativ in einen Mülleimer plumpsen. Sonntagfrüh gönnte ich mir noch ein opulentes Frühstück am Olivaerplatz und machte mich auf den Rückweg.

Um kurz nach drei stand ich schon wieder in Göttingen auf dem Bahnhofsvorplatz und hielt Ausschau nach Karos Ente. Der rote Sekundenzeiger der Bahnhofsuhr drehte unerträglich langsame Kreise, bis Karo zehn Minuten vor der Zeit in Schräglage um die Ecke kam. Am liebsten hätte ich sie umarmt und auch bei ihr hatte ich den Eindruck, dass sie unsicher war. So tätschelte ich ihr zur Begrüßung etwas unbeholfen den Arm und stieg ein. Die Rückfahrt war wiederum berauschend kurzweilig, und als wir uns später am Studentenwohnheim für die Nacht verabschiedeten, waren wir uns mittlerweile so nahe gekommen, dass eine Umarmung nichts Sperriges mehr hatte.

In der nächsten Zeit sahen wir uns immer öfter, fuhren zusammen mit dem Rad hinaus, gingen ins Kino oder trafen uns in der Mensa. Meine männlichen Mitbewohner neideten mir meinen neuen Umgang, jedenfalls interpretierte ich ihre Blicke in meiner Verliebtheit so.

Eines Nachts, nach einem ausgiebigen Kneipenabend, blieb sie vor ihrer Zimmertür stehen und schaute lange aus dem Flurfenster, nachdem wir uns schon eine gute Nacht gewünscht hatten. Das war ungewöhnlich, und es gab auch nichts in der dunklen Nacht zu sehen. Da begriff ich plötzlich. Ich ging noch einmal zu ihr, küsste sie sanft auf die Wange und ging ohne weitere Worte in mein Stockwerk hinauf. Ich spürte, dass Bekenntnisse und erklärende Worte jetzt überflüssig

waren: diese Geste würde den Rest der Nacht nutzen, um bis auf den Grund zu sinken. Am nächsten Tag fand ich einen Zettel in meinem Briefkasten:

*Lieber Luc, ich möchte Dich unbedingt heute noch sehen, Charlotte.*

Dahinter war ein kleines Herz gemalt, ein Zeichen, dass gerade eine neue Zeitrechnung begonnen hatte.

Die Wehmut packt mich, je tiefer ich gedanklich in diese berauschend intensive Zeit abrutsche, in der es keine Zweifel gibt und die Sonne von allen Seiten scheint. Ich spüre immer noch die Vibrationen dieses Urknalls, der mich in eine andere Galaxie geschleudert hatte und für mich alles klar und verständlich werden ließ, was diese neue Frau an meiner Seite so einzigartig machte. Mir scheint, als ob das gar nicht so lange her ist. Wie kann es nur sein, dass ich in wenigen Stunden über den Abspann zu diesem Stück werde streiten müssen? Wie durch eine Nebelwand höre ich Glocken läuten, ich muss mich sputen, die Trauung ist bald zu Ende.

Der Eingang ist noch geschlossen, als ich die Kirche wieder erreiche. Bald darauf jedoch fliegen beide Türflügel auf, und das frisch vermählte Paar erscheint Arm in Arm. Dahinter quillt die übrige Gemeinde heraus, Feuerzeuge leuchten auf und Hände werden geschüttelt; hätte der Pfarrer noch mehr Stoff für seine Predigt gehabt, wäre sicher eine Raucherpause vor dem Vaterunser eingeplant worden.

„Meister, komm doch mal her“, höre ich Herrn Zaplata aus der Menge heraus rufen.

Ich gehe hin, wünsche Anna von ganzem Herzen alles Gute, drücke auch die gelbe Hand ihres Mannes und bekomme eine der zahlreichen Kameras in meine.

„Mach doch mal eine Aufnahme von uns“, ergeht die Anordnung.

Die ganze Gesellschaft geht in Formation, das Brautpaar wie üblich vorne in der Mitte, daneben der wahrhaft alte Zaplata mit seiner Frau und die übrigen Gäste, nach Größe geordnet. Als ich die Digitalkamera gewohnheitsgemäß hochnehme, um durch den Sucher zu blicken, werde ich gleich lauthals darauf aufmerksam gemacht, dass ich doch auf das Display schauen soll, das wäre doch viel genauer. Also halte ich das Kästchen in die Luft hinein und schiele auf das Display, während die Gäste eine glücklich fotogene Miene aufsetzen und das Brautpaar einen verliebten Kuss inszeniert. Während ich noch längere Zeit hantieren muss, bis ich richtig mit dem Auslöser umgehen kann, geht die Fotodisziplin schon wieder baden. Endlich klickt es, aber der Kussmund ist schon nicht mehr so spitz, die fröhlichen Gesichter haben ihre Normalform wieder und Einzelne haben sich bereits abgewandt, um irgendwas mit dem Nachbarn zu reden. Die Wirklichkeit hat einige Sekunden nach dem erwarteten Klick ein Bild belichtet, das sicher als missraten gelten wird, obwohl die Kamera alles richtig gemacht hat, ein Stück Realität, das heute nicht passt, und ich drücke schnell noch einmal auf den Auslöser, um den Schaden zu begrenzen.

Es wird noch ein wenig herumgestanden, dann setzen wir uns in die Autos und brechen zu dem Lokal in einem der Nachbarorte auf. Mit ohrenbetäubendem Gehupe fahren wir über Land, durch den nächsten Ort hindurch und fallen mit unverminderter Lautstärke in den übernächsten ein. Herr Zaplata schreit mir von hinten den Weg zu, und nach kurzer Zeit fahren wir beim Gasthof *Zur vollen Pulle* vor.

„Meister, du kommst doch noch mit rein, Du kriegst auch noch einen Kaffee und ein Stück Hochzeitstorte.“

Ich wäge kurz das Gesundheitsrisiko ab, aber der Appetit auf Kuchen gewinnt, und ich schließe den Wagen zu.

Auf dem Weg in ein Hinterzimmer vermittelt die muffige Gaststube erste Eindrücke über die Gastronomie, in der das rauschende Fest stattfinden soll. Einige Gestalten hängen auf Barhockern vor Spielautomaten herum und versenken stoisch ihre Münzen in den Schlitzen, während gegenüber ein paar raubeinige Motorradfahrer ihre nassen Halstücher und Handschuhe auf dem Heizkörper trocknen. Die durchgeweichten Stiefel haben sie ebenfalls ausgezogen. Die Füße mit den erbarmungswürdigen Ringelsocken hochgelegt sitzen sie frierend hinter dampfenden Getränken, die nicht nur nach Tee riechen.

Die Tafel im Hinterzimmer ist schon gedeckt, als wir hereinkommen, aber von Kaffee und Kuchen fehlt noch jede Spur. Das Hochzeitspaar ist mit sich beschäftigt, die Gäste stellen sich in Grüppchen zusammen und sorgen erst einmal für das gewohnte Raumklima, nur Annas Bruder sitzt allein am Tisch und starrt in die Luft. Er tut mir leid, und so setze ich mich zu ihm.

„Do you speak English?“

Er sieht mich an und zuckt mit den Achseln. Jetzt sitze ich in der Patsche, denn eine sprachliche Verständigung wird es nun nicht geben können. Ich zeige auf ihn und mache Flugbewegungen mit den Armen, um ihm eine Information über seine Rückreiseabsichten zu entlocken. Er schaut mich verständnislos an, dann macht er irgendwelche Dreh- und Stoßbewegungen, mit denen wiederum ich nicht das Geringste anfangen kann.

„Bumbum“, sagt er erklärend und führt eine Art Hammerschlag aus.

Es ist wie beim heiteren Beruferaten, aber als Ratefuchs bin ich ziemlich ungeübt, und so zeige ich nur hilflos auf seine Schwester, um anzudeuten, dass wir ohne sie nicht weiterkommen können. Jetzt hat er verstanden, er lächelt, deutet mit den Händen einen Schleier an und schiebt mit den Mittelfingern seine Mundwinkel nach oben, wohl um zu unterstreichen, dass sie riesiges Glück gehabt hat. Ich gebe auf.

Wir sitzen noch eine Zeit schweigend nebeneinander und haben uns wohl beide damit abgefunden, dass Völkerverständigung mitunter schon an Kleinigkeiten scheitern kann. Die Luft wird immer dicker, und ich wende mich mit einem erfundenen Termindruck an den Bräutigam.

„Könnte ich vielleicht schon voessen, es gibt da nämlich noch einen weiteren ...“

Herr Zaplata ist ein Mann von Welt und muss nicht lange überlegen.

„Doris, gib dem Chauffeur doch schon mal einen Kaffee“, ruft er in die Gaststube hinein. Die Kellnerin nickt und deutet auf einen kleinen Katzentisch, an dem ich Platz nehmen soll. Ich setze mich artig hin und tatsächlich bekomme ich nach einigen Minuten von ihr im Vorübereilen eine Tasse mit Kaffee hingeklascht. Der Kuchen wird wohl auch gleich kommen, und so warte ich mit dem Trinken. Mein Optimismus wird nicht belohnt. Ich warte noch eine Weile und versuche, Doris auffordernde Blicke zuzuwerfen, aber sie guckt gar nicht mehr zu mir hin, und ich trinke den mittlerweile lauwarmen Kaffee so.

Ich könnte längst in einem Café in der Stadt sitzen und meinen Verdienst in ein feistes Stück Torte mit einem heißen Kaffee investie-

ren. Gerade, als ich mich verabschieden will, kommt Anna und setzt sich zu mir an den Tisch.

„Ist Kaffee gut?“

„Ja, sehr gut“, versichere ich.

Sie lächelt. Ich sehe, wie sie im Kopf etwas formuliert, und warte geduldig, bis der Satz fertiggestellt ist.

„Kannst du mirr eine Film auf Video sagen, was ist gutt und leicht für Lernen deitsch?“

Ich nicke und überlege angestrengt, ich möchte ihr gerne helfen. Schließlich habe ich eine gute Idee und empfehle ihr *Jenseits der Stille* von Caroline Link, ein wunderschöner Film über die Liebe zum Leben und zur Musik, in dem nicht allzu viel gesprochen wird, denn die Hauptdarstellerin wächst im Gehörlosumfeld ihrer Eltern auf. Während ich ihr den Titel auf einen Bierdeckel schreibe, spiele ich mit dem Gedanken, ihr auch meinen Namen und meine Telefonnummer dazu zu notieren. Ich setze den Stift schon an, aber dann verwerfe ich den Gedanken wieder – es geht mich nichts an. Ich wünsche ihr viel Glück, verabschiede mich auch von ihrem Mann und nehme den Rest dieses Tages in Angriff.

Einige Minuten vor acht biege ich in die Goethestraße ein. Ich habe immer noch keine Strategie gefunden und muss die Dinge auf mich zukommen lassen. Eine Armada von Fahrrädern parkt vor Karos Haus, wahrscheinlich wohnt eine Menge jüngerer Leute hier, eine prima Hausgemeinschaft, in der Karo sicher bestens integriert sein wird. Ich quetsche mein Rad in eine Lücke und lege das Schloss an – was wird anders sein, wenn ich nachher wieder aufschließe? Beklemmung macht sich breit, das fantasielos quadratische Haus mit seiner

bröckelnden Fassade baut sich abweisend vor mir auf, die abgestoßene Eingangstür mit den Drahtglasscheiben verstellt mir den Weg, ich bin ein Fremder, der hier nicht hingehört, aber eine wichtige Antwort aus dem Inneren dieses Wohnklotzes will. Ich muss da hinein. Auf den Klingelschildern stehen jeweils nur einzelne Namen, auf einem steht *Charlotte Herbst*. Ich drücke auf den Knopf wie ein Postbote.

„Komm rauf, dritter Stock“, scheppert es aus dem Lautsprecher – als ob ich das nicht wüsste.

Der Summer öffnet den Sesam und ich gehe mit schweren Beinen die Betonstufen hoch. Karo erwartet mich an ihrer Wohnungstür. Im ersten Moment hätte ich sie fast nicht erkannt. Warum um Himmels willen hat sie das gemacht? Ihre schönen langen Haare sind ab, sie hat eine Frisur wie Lieutenant Uhura vom Raumschiff Enterprise.

„Hallo, Luc!“

Ich umarme sie.

„Hallo, Karo, schön, dich zu sehen.“

Sie geht voran, und jetzt fällt mir auch auf, dass sie einen langen Rock trägt – Karo hatte doch immer nur ein einziges Kleid, das sie zu besonders festlichen Anlässen anzog? Ich schließe die Eingangstür und sehe mich im Flur um: Es gibt nichts, was ich kenne, alles ist neu, die Jacken, die Schuhe, die Bilder. Mein Blick fällt in die kleine Küche, in der neben den Schränken und Küchengeräten nur ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen Platz findet. In der Ecke auf der kleinen Arbeitsfläche steht unser Brotkasten mit der Bauernmalerei und dem schönen alten Schriftzug. Wie oft habe ich morgens den Deckel geöffnet und festgestellt, dass ich noch schnell zum Bäcker laufen muss? Das Wohnzimmer ist auch nicht besonders groß, auf dem Tisch dampft schon Karos braune Teekanne auf einem Stövchen. Von der

Fensterbank begrüßt mich die große bauchige blaue Vase, in der Sträuße unter fünfzig Mark nach nichts aussehen und die mir deshalb oft genug ein Argument lieferte, einer spontanen Eingebung nicht zu folgen und das Geld besser für etwas anderes auszugeben. Unter dem Fenster steht Karos altes Sofa und lädt mich wieder zum Herumlümmeln ein, die Bücher im Regal sind mir vertraut genau wie die alte Lochkamera, die dort als Buchständer erhalten muss.

Ich setze mich in einen der Korbstühle, Karo bringt zwei Tassen und schenkt ein, wir wissen beide nicht so richtig, wie wir anfangen sollen. Sie steht wieder auf und legt eine CD ein.

„Du hast es dir hier schön gemacht!“

Wir werden langsam warm, reden über allgemeine Themen, schlürfen Tee und schleichen um das eigentliche Thema herum wie die Katze um den heißen Brei. Karo quasselt von ihrem neuen Fitnesskurs – warum muss sie plötzlich in ein Studio, fit kann man doch an der frischen Luft auch werden? Ich bin nervös, der Tee und die innere Unruhe lassen mich bald auf meinem Stuhl hin und her rutschen. Im Bad muss ich mich an der Waschmaschine und einem riesigen elektrischen Warmwasserboiler durchschlängeln. Es riecht, wie ich es schon tausendmal gerochen habe, die meisten Fläschchen und Tuben auf dem Mauervorsprung sind alte Bekannte, eine vergangene Zeit wird wach wie beim Jahrgangstreffen im alten Klassenzimmer, wenn die letzten zehn Jahre plötzlich wie weggewischt sind. Beim Verlassen des Bads halte ich inne und wende mich nochmals um. Im Zahnbecher steht eine Zahnbürste. Entschlossen gehe ich zurück ins Wohnzimmer.

„Ich hätte es schön gefunden, wenn du vorher mit mir gesprochen hättest, bevor dein Anwalt mir etwas schickt!“

Jetzt ist es raus, die Lawine ist nicht mehr zu stoppen. Sie schaut mich an und nickt.

„Ja, du hast Recht, das hätte ich tun können.“

Sie schweigt verstockt. Ich kann nicht mehr in sie hineinsehen und suche nach einem Anschluss. Die Stille beginnt zu kondensieren.

„Hast du dir das gut überlegt mit der Scheidung?“

„Natürlich, was dachtest du?“

Wieder ist es still, mir fällt nichts mehr ein, was ich jetzt noch tun oder fragen könnte. Im Scheinwerferlicht taucht die Absperrung am Ende der Straße auf.

„Manchmal kann ich es immer noch nicht glauben. Warum konntest du mir nicht wenigstens eine einzige Chance geben?“

Karo stiert lange in die Luft.

„Ich glaube, das ist nicht der Punkt“, sagt sie dann nachdenklich, „die eigentliche Frage lautet: Hatten wir überhaupt jemals eine Chance?“

Wie kommt sie darauf? Natürlich hatten wir die! Aber ich kämpfte den Impuls nieder, gleich dagegen an zu streiten.

„Wie meinst du das? Ich hätte doch alles dafür getan!“

„Ja, Luc, jetzt würdest du das versuchen. Aber wüsstest du auch, was genau zu tun ist? Woher bist du dir so sicher, dass deine Möglichkeiten ausgereicht hätten?“

Karo hat sich in ihrem Sessel aufgerichtet und schaut mir fest ins Gesicht.

„Weißt du“, sagt sie dann in einem etwas milderem Ton, „ich denke manchmal, dass es bei uns war wie bei einer schleichenden Krankheit: Man merkt sie nicht, aber wenn sie ausbricht, ist es schon zu spät. Wir waren infiziert, ohne es zu wissen.“

„Und was soll das für eine unheilbare Krankheit gewesen sein?“

Karos Augen wandern eine Zeit lang an der Zimmerdecke umher.

„So etwas wie Farbenblindheit in der gegenseitigen Wahrnehmung. Wir haben uns angesehen, aber trotzdem vieles nicht erkannt, wir haben die Worte gehört, aber die Botschaft nicht verstanden, wir wollten etwas ausdrücken, aber es hat nur für eine Andeutung gereicht. Es war eben wie beim Betrachten dieser bunt gesprenkelten Farbtafeln beim Augenarzt: Man sieht die Kleckse deutlich, kann aber die versteckte Zahl dahinter nicht erkennen. Um miteinander eine Chance zu haben, hätten wir uns gegenseitig fragen müssen: Wie sieht das Bild für Dich aus? Dann hätten wir erfahren können, was in der eigenen Betrachtung fehlt, so aber wurde die Fehlsichtigkeit ständig schlimmer. Erst durch Franz habe ich gemerkt, dass ich nur noch Grautöne sehen konnte. Auch wenn er vielleicht etwas schrullig ist und sicher nicht der Traummann fürs Leben – er hat mir wieder gezeigt, wo es überall Farben gibt. Mit einem Mal habe ich gewusst, dass ich nie wieder in diese graue Welt zurück möchte.“

Die Minuten verrinnen, oder sind es Stunden? Karo sitzt mir steif gegenüber, ich höre meinen eigenen Atem, mein Blick klebt am Fußboden vor mir fest, meine Gedanken wirbeln durcheinander und beginnen um eine Einsicht zu kreisen: Es ist unwiederbringlich vorbei, ich werde die zweite Hälfte meines Lebens ohne diese Frau verbringen müssen.

Wortlos trinke ich meinen kalten Tee aus. Die Verhandlung ist beendet, Berufung wurde nicht zugelassen, die Kontrahenten werden höchstens noch etwas im Vorraum herumstehen und über Belangloses reden. Im Flur hält Karo mich plötzlich am Arm fest.

„Luc, ich wünsche mir, dass wir das schaffen, ohne mit Dreck zu schmeißen.“

Ich kann darauf nichts antworten, meine Stimme steht mir im Moment nicht zur Verfügung. Ich streichle noch einmal mit dem Handrücken über ihre Wange und ziehe die Tür von außen zu.

Es ist tatsächlich vorbei! Wie in Trance schließe ich mein Fahrrad auf und fahre los. Ich denke an die nächsten Jahrzehnte, an alternde Junggesellen mit unmodernen Hemden und Löchern in den Socken. Ich bin jetzt sechsunddreißig Jahre alt und habe Angst vor der Ungewissheit, die vor mir liegt. Werde ich jemals Kinder haben?

Plötzlich kreischen Autobremsen neben mir, ich schlage mit großer Wucht auf eine weiße Fläche auf, werde herumgewirbelt, krache gegen irgendetwas anderes und bleibe benommen liegen. Aus der Ferne höre ich, wie eine Frauenstimme hysterisch in ein Telefon kreischt, Menschen gelaufen kommen, durcheinanderreden, ich registriere, wie jemand etwas Weiches unter meinen Kopf schiebt und wie das Martinshorn immer lauter wird.